

BLICK

2/2007

Julius-Maximilians-

**UNIVERSITÄT
WÜRZBURG**

think

pensa

ფოქვტაჲ

Das ABC der Menschheit

Sprache hält die Geisteswissenschaften zusammen

Viele Gedenken

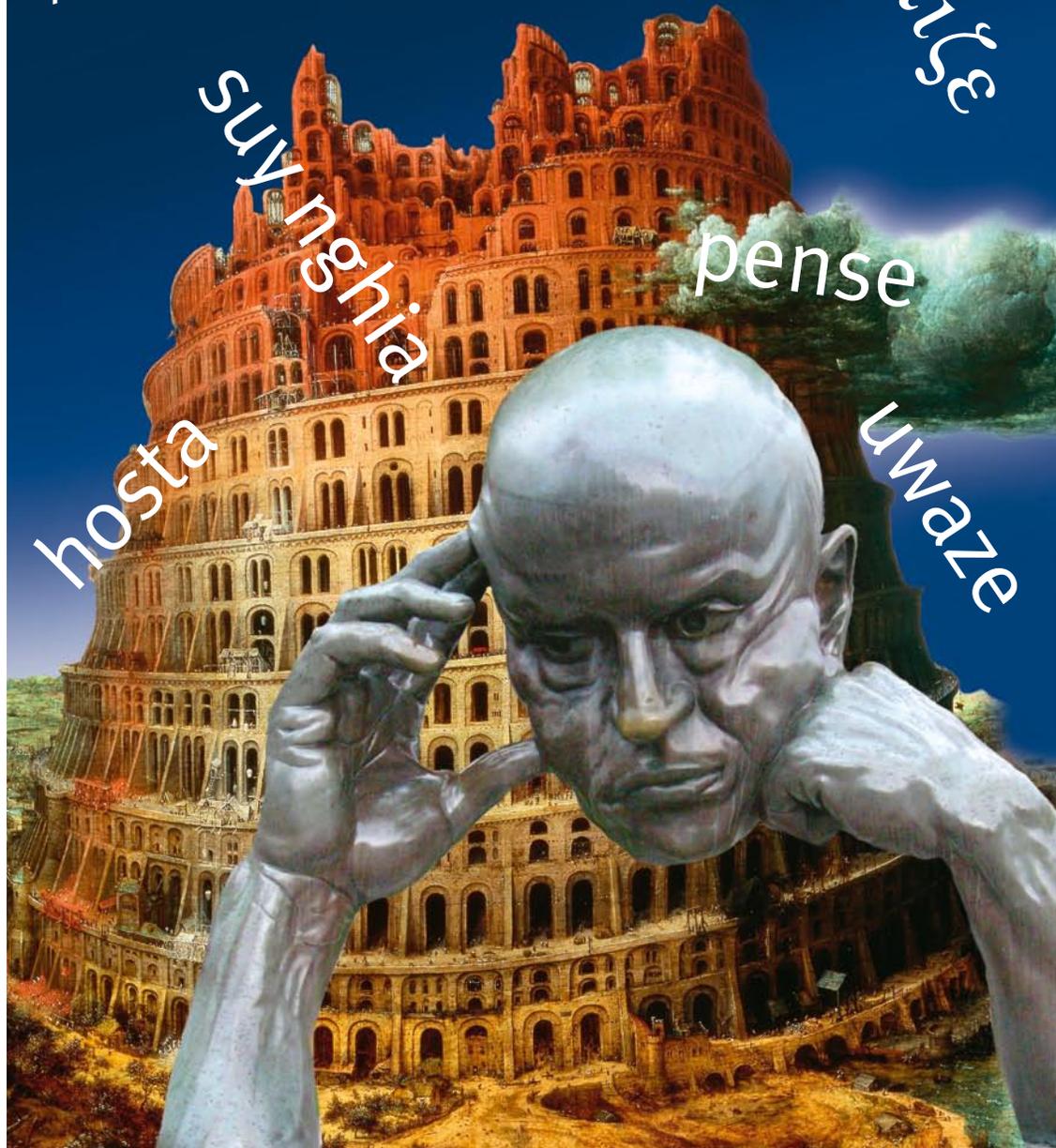
Von Sinn und Zweck
der Gedenkjahre

Viele Studierende

Warum Germanistik
so beliebt ist

Viele Rätsel

Was 800 Jahre alte
Handschriften sagen



საქმისა

pense

hosta

uwaze



Mit ihrem leuchtenden Rot hebt sich die Schildwanze *Pycanum rubens* vom grünen Blattwerk des Tieflandregenwaldes von Brunei/Borneo ab. Sie signalisiert Feinden damit, dass sie schlecht schmeckt und zum Verzehr nicht geeignet ist... (Foto Dieter Mahsberg)

Liebe Leserinnen**liebe Leser,**

ein Volk aus dem Osten, das eine Sprache spricht, siedelt sich im Land Schinar an. Es beschließt, einen Turm bis zum Himmel zu bauen, damit sein Name in aller Welt berühmt werde. So beschreibt die Bibel (Genesis 11, 1-9) die Anfänge des Turmbaus zu Babel, der auf unserem Titelbild in einem Gemälde von Peter Bruegel dargestellt ist. Dem Herrn im Himmel gefällt die Idee des Turmbaus allerdings gar nicht: „Wenn sie diesen Bau vollenden, wird ihnen nichts mehr unmöglich sein.“ Um das zu verhindern, verwirrt er die Sprache des Volkes, so dass es sich nicht mehr verständigen kann, und zerstreut es über die ganze Welt.

Ist so das Volk der Geisteswissenschaftler entstanden? Zersplittert und unfähig zur Kommunikation? „Die Geisteswissenschaften sind Geisteswissenschaften, ein Nebeneinander von überspezialisierten Diskursen. Sie betreiben eine Überkommunikation über kleinste Fachdifferenzen, was letzten Endes ihre Kommunikation nach außen behindert.“ Soweit Jochen Hörisch, Professor für Neuere Germanistik und Medienanalyse an der Uni Mannheim. Die zitierte Aussage traf er im April auf einer Tagung über Wissenschaftskommunikation in Berlin.

Nun aber sollen die Geisteswissenschaftler gerade in diesem Jahr besonders fleißig mit der Gesellschaft kommunizieren: Das Bundesforschungsministerium und die Initiative „Wissenschaft im Dialog“ haben 2007 zum Jahr der Geisteswissenschaften ausgerufen. Wer braucht solche Aktionen und was bringen sie? Das sind Fragen, denen wir in diesem Heft nachgehen. Der Philosoph Karl-Heinz Lembeck und der Musikwissenschaftler Ulrich Konrad haben uns dazu zwei sehr schöne Aufsätze geschrieben.

Außerdem treten wir den Beweis an, dass Geisteswissenschaftler durchaus keine „Krüppel in Sachen Kommunikation“ sein müssen, wie der Professor aus Mannheim meint. Die Forscher vom Unterfränkischen Dialektinstitut befassen sich zwar wirklich mit einem sehr speziellen Thema. Dafür aber haben sie ihre Kontakte zur Öffentlichkeit konsequent ausgebaut und kommunizieren seit Jahren sehr erfolgreich.

Ohnehin bewegt sich Einiges bei den Würzburger Geisteswissenschaftlern: Mehr als 40 Professoren haben sich zusammengesetzt, um eine Graduiertenschule auf die Beine zu stellen. Die Universität unterstützt das Vorhaben auch finanziell – und bekennt sich damit eindeutig zu ihren geisteswissenschaftlichen Fächern. Die sind außerdem besonders beliebt bei den Studierenden – die Philosophische Fakultät II etwa war im vergangenen Wintersemester mit über 4.200 Studierenden, darunter fast 1.200 Studienanfänger, der größte Fachbereich an der Uni. Allein die Germanistik verzeichnet im Durchschnitt 800 Studienanfänger pro Jahr, insgesamt hat sie derzeit 2.700 Studierende. Darum haben wir ihr in diesem Blick etwas mehr Platz eingeräumt – auch weil sie beim jüngsten Ranking des Centrums für Hochschulentwicklung so gut abgeschnitten hat.

Bei der Lektüre der neuen Ausgabe von *Blick* wünschen wir viel Spaß! Anregungen und Kritik zum Heft können Sie gerne an die Stabsstelle Öffentlichkeitsarbeit richten: presse@zv.uni-wuerzburg.de

Ihr Redaktionsteam

IMPRESSUM**Herausgeber**

Julius-Maximilians-Universität
Würzburg - Der Präsident
Prof. Dr. Axel Haase
Organ des Universitätsbundes
Würzburg

Redaktion

Dr. Georg Kaiser (verantwortlich),
Gunnar Bartsch, Robert Emmerich,
Dr. Gabriele Geibig-Wagner, Dr. Karin
Sekora
Stabsstelle Öffentlichkeitsarbeit
Tel.: +49 931 31 27 50
presse@zv.uni-wuerzburg.de

Mitarbeiter

Jochen Achilles, Horst Brunner,
Robert Fajen, Axel Herber, Astrid
Jahnke, Ulrich Konrad, Silke Kuhn,
Stefan Kummer, Fabian Kupper, Karl-
Heinz Lembeck, Dieter Mahsberg,
Alice Natter, Wolfgang Riedel, Irmgard
Scheitler, Jessica Urban, Stefan
Weigand, Christoph Wiedemann.

Anzeigen

Anzeigen- und Werbekontor Ruchti
GmbH, Virchowstraße 1a, 97072
Würzburg, Tel.: +49 931 72 20 6
info@anzeigen-ruchti.de
www.anzeigen-ruchti.de

Druck

Schleunungsdruck GmbH
Eltertstraße 27, 97828 Marktheidenfeld
Tel.: +49 93 91 60 05 0

Erscheinungsweise

BLICK erscheint vier Mal im Jahr:
April, Juli, Oktober und Januar jeweils
zur Monatsmitte.

Namentlich gekennzeichnete Artikel
geben die Meinung des Verfassers,
nicht die der Hochschulleitung wieder.

Titelbild

Peter Bruegel the Elder (c. 1526-1569):
The Tower of Babel, c. 1560. Oil
on panel, 59.9 x 74.6 cm. Collection
Museum Boijmans Van Beuningen.
pixelio.de
Collage: Katja Herrmann,
Schleunungsdruck GmbH



Geschickt: Rainer Meffert ist neuer Direktor der Chirurgischen Klinik II und Spezialist für Hände. Seite 6



Gezahlt: Welche Projekte die Universität Würzburg mit den Studiengebühren finanziert. Seite 16



Gedacht: Zum Jahr der Geisteswissenschaften ein Blick in die entsprechenden Fächer. Seite 23



Gefragt: Warum sich Abiturienten in Deutschland so zahlreich in Germanistik einschreiben. Seite 26

menschen

Ein Faible für feine Hände 6

Seit diesem Jahr ist Rainer Meffert Direktor der neuen, zweiten Chirurgischen Klinik im Zentrum für Operative Medizin (ZOM) der Universitätsklinik Würzburg. Seine besondere Leidenschaft richtet sich auf menschliche Hände. Über ihren komplizierten Aufbau, ihre Funktion, über Operationen an der Hand spricht Meffert genauso begeistert wie fasziniert. Die Hand, sagt der Mediziner, „ist ein Sinnesorgan und muss deshalb ganz liebevoll behandelt werden.“

Gärtnerinnen aus Pflanzenliebe 8

Zu Gast an der Uni 10

Zu Gast in der Fremde 11

Leistung, Lohn und Aversionen 12

Ein wertvoller Ratgeber 14

studium

Mehr Bücher, Beamer, Service 16

Ideologiefrei mit Kompromissen 18

Arbeit für Kopf und Körper 20

Wie Philosophen Geld verdienen 21

Jagd auf die Studienbeiträge 22

thema

Das Jahr der Geisteswissenschaften 23

Warum Germanistik so beliebt ist 26

Warum wir Germanistik studieren 30

Berühmte Lehrstuhlvorgänger 31

Das Germanistikstudium & Ich 33

thema

Sudel, Pfudel, Strotze	34
Promotion mit Mehrwert	36
Die Handschriftenleser	38
Gesang als Mittel gegen die Angst	42
Ananas gab's jeder Zeit	46
Über den Sinn von Gedenkjahren	48
Pro & Contra: Literaturkanon	50

forschung

Gefahr aus dem Internet	51
-------------------------	----

Rund 118.000 erfasste „Fälle mit Tatmittel Internet“ weist die Kriminalstatistik der Polizei für das Jahr 2005 deutschlandweit aus. In Wirklichkeit dürften es mehr sein. Gesicherte Zahlen dazu gebe es nicht, sagt Professor Eric Hilgendorf, Jurist an der Uni Würzburg und Experte für Computerstrafrecht: „Denn viele Geschädigte melden sich erst gar nicht. Sie schämen sich, dass sie auf so einen Betrug hereingefallen sind.“

Ein neuer Blick auf die Residenz	54
Rechnerstress für Reklamationen	56
Forscher sagen Düfte vorher	58
Kunstwerke aus Wort, Tanz und Musik	60

campus

Die Uni als Unternehmen	62
Unibund	63
Newsletter	65
Personalia	68
Eine Frage zum Schluss	71



Gelesen: Wie man Handschriften aus dem frühen Mittelalter entziffert. Seite 38



Gemalt: Welche Früchte in Fürstbischofs Garten wuchsen, zeigt eine Ausstellung in der Residenz. Seite 46



Gewarnt: Achtung Gefahr! Im Internet warten jede Menge Betrüger auf gutgläubige Opfer. Seite 51



Gerechnet: Würzburger Mathematiker helfen Audi bei der Abwicklung von Garantiefällen. Seite 56

Ein Faible für die Feinheit der Hände

Rainer Meffert leitet die Unfall-, die Hand- und die Plastische Chirurgie am Zentrum für Operative Medizin (ZOM)

Über Hände kann Professor Rainer Meffert schwärmen. Über ihren komplizierten Aufbau. Ihre Funktion. Über all die Nervenenden, die an den Fingerspitzen sitzen. Und über Operationen an der Hand spricht Meffert genauso begeistert, beinahe fasziniert. Weil bei dem Eingriff die Blutzufuhr unterbrochen wird, bietet sich dem Operateur dann „die pure, ästhetische Anatomie“. Die Hand, sagt der Mediziner, „ist ein Sinnesorgan und muss deshalb ganz liebevoll behandelt werden.“ Seit diesem Jahr ist Rainer Meffert Direktor der neuen, zweiten Chirurgischen Klinik im Zentrum für Operative Medizin (ZOM) der Universitätsklinik Würzburg. Dort wurden die Unfall-, die Hand- und die Plastische Chirurgie Anfang 2007 in einer neuen Klinik vereint. Für den Mediziner ist das genau der richtige Weg: „Knapp die Hälfte aller Arbeitsunfälle betreffen



Rainer Meffert, der neue Direktor der Chirurgischen Klinik II.

(Foto Alice Natter)

Verletzungen der Hand.“ Meffert hat gute Erfahrungen mit diesem Konzept gemacht: In den vergangenen sieben Jahren arbeitete er am Universitätskrankenhaus Münster, das als erste Uniklinik in Deutschland die Unfall- und Handchirurgie als logisches Ausbildungskonzept zusammengeführt hat.

Mikrochirurgie wird fester Bestandteil der Ausbildung

In Würzburg will der neue Klinikdirektor die Strukturen in diesem Sinne ändern: Die Hand- und Mikrochirurgie gehört für die Chirurgen künftig zur Ausbildung dazu. „Ein guter Unfallchirurg muss sehr fein und gewebeschonend arbeiten können“, sagt Meffert. Wer diese Techniken bei den anspruchsvollen Eingriffen an der Hand gelernt habe, könne das Gewebe auch bei anderen Operationen. Und das sei gut so, denn dann heile die

Wunde ohne Infektion.

Zur Medizin kam Rainer Meffert durch ein „Schlüsselerlebnis“ als er 15 Jahre alt war: Sein Vater, Professor für Wirtschaftswissenschaften war eines samstags unvorsichtig bei der Gartenarbeit und verletzte sich schwer an der Hand. Dass er danach mehrstündig operiert wurde und die volle Funktion zurückerlangte, beeindruckte den Sohn.

Für die Chirurgie entschied sich der 42-Jährige nach dem Medizinstudium auch aus einem zweiten Grund: „Der Verletzte wird durch ein Ereignis aus dem normalen Leben gerissen. Das könnte jedem von uns passieren. Es ist für mich sehr motivierend, durch geeignete Maßnahmen das Blatt zu wenden und den Patienten schnell wieder ins normale Leben zurückzubringen.“ Denn häufig komme der Verletzte „mit sehr großen Problemen, und man bekommt ihn schnell wieder fit“.

Die Kehrseite des Chirurgen-Lebens: „Das ganze ist familienfeindlich und findet nicht nur zu den normalen Dienstzeiten statt“. An Wochenenden und Feiertagen sind die Chirurgen im Dauereinsatz, Feierabend ist für viele ein Fremdwort. Der Familienvater von zwei Kindern ist in Würzburg dennoch angetreten, seine Faszination für die Medizin an die Studierenden weiterzugeben – „für einen Beruf, der einem viel abverlangt und sehr viel gibt“.

Vom Zentrum für Operative Medizin ist Meffert, der in Münster mit seinen Kollegen in historischem Gemäuer operierte, rundum angetan: Die Elektronik sei top, einen ähnlich modernen Schockraum gebe es in Deutschland nur noch in Berlin. Und Meffert lobt: Er sei in der Chirurgischen Klinik II auf ein „absolut erfahrenes Team aus Unfall-, Hand- und plastischen Chirurgen“ getroffen, mit denen ein professionelles Arbeiten selbstverständlich sei.

Spezialprechstunden verkürzen die Wartezeiten

Nur eines gefiel dem Traumatologen gar nicht: Dass die Patienten in der Klinik eine Stunde lang Schlange stehen mussten, um sich für die Sprechstunde anzumelden, und dann einen halben Tag lang darauf warteten, an der Reihe zu sein. „Das ist ein Service, den man sich auch im modernsten Klinikum nicht mehr leisten kann. Wir müssen den Patienten schnell zu seinem Spezialisten führen.“

Meffert hat Spezial-Sprechstunden für

Hand, Knie und Schulter, Fuß, Wirbelsäule, Becken, Arbeitsunfälle und ästhetische Chirurgie eingerichtet und durchgesetzt, dass die Patienten Termine bekommen. „Wer mit Knieproblemen kommt, kann zur Sprechstunde beim Knie-Spezialisten und wird von dem auch operiert.“ Jetzt liege die Wartezeit unter einer Stunde – „das werden wir auch noch verbessern“. Er ist zuversichtlich, dass in absehbarer Zeit der zuweisende Arzt direkt per Internet-Portal einen festen Sprechstundentermin vereinbaren kann.

„Der Patient steht an unserer Uniklinik immer im Mittelpunkt“, sagt Meffert. Auch bei der Forschung: „Die Universität Würzburg ist international für großartige Grundlagenforschung bekannt. Es ist unsere Aufgabe, diese Erkenntnisse zum Vorteil unserer Patienten zu verstehen und umzusetzen. Das wird unsere Aufgabe in Zukunft sein.“ In den vergangenen Jahren hat der Wissenschaftler beispielsweise neue Operationsstrategien entwickelt, mit denen bei komplizierten Knochenbrüchen mit geschädigten Weichteilen Infektionen und Entzündungen vermieden werden können.

Bei allen Fortschritten und Erfolgen der Medizintechnik hat Meffert eines im Blick: „Es sind Nuancen, an denen wir arbeiten.“ Die „bio-logische Denkweise“ und das Wissen um eigene Grenzen hält er für die Grundvoraussetzung eines guten Mediziners: „Nicht der Arzt heilt, sondern die Natur. Wir sind nur ihre Gehilfen.“ *Alice Natter*

Die Klinik

Die Klinik und Poliklinik für Unfall-, Hand-, Plastische und Wiederherstellungschirurgie deckt das gesamte Spektrum der Unfall- und Wiederherstellungschirurgie, Plastischen und Ästhetischen sowie Handchirurgie einschließlich Replantation ab. Es werden dort pro Jahr etwa 2400 Operationen durchgeführt und in der Poliklinik an ca. 8000 Patienten etwa 15.000 ambulante Behandlungen vorgenommen. Spezialprechstunden decken alle angebotenen Fachgebiete ab.

Die Klinik für Unfallchirurgie ist zentraler Bestandteil des Traumazentrums, das Würzburg als Anlaufstelle für schwer verletzte Patienten aus der Region Unterfranken, Hohenlohe, Hessische Rhön und Südwestthüringen vorsieht. Hierzu steht ein Dachlandeplatz für Rettungshubschrauber zur Verfügung. Im Rahmen des Traumazentrums haben sich alle Fachdisziplinen zusammengefunden, die sich auf ihren Spezialgebieten mit der Versorgung mehrfachverletzter Patienten befassen.

Die Gärtnerinnen aus Pflanzenliebe

Zwei Sabrinas sorgen im botanischen Garten der Universität Würzburg dafür, dass von Mammutbaum über Forsythie bis Anemone alles gedeiht

Durch das Pflanzendickicht in den Gewächshäusern des botanischen Gartens fällt es nicht leicht, Sabrina Müller und Sabrina Weltner zu folgen. Die beiden werden hier zu Gärtnerinnen ausgebildet und kennen sich natürlich bestens aus. „Da hinten steht sie doch schon“, ruft Sabrina Müller aus dem Trockenpflanzenhaus. Sie deutet auf eine unscheinbare Blattrosette mit dickfleischigen Blättern, aus deren Mitte sich ein beeindruckender, etwa drei Meter hoher Blütenstand mit vielen weißen Blüten an der Spitze erhebt. „Die Agave blüht erst nach etwa vierzig Jahren und stirbt danach ab“, erklärt sie. „Das macht die Pflanze momentan zu einer Attraktion des botanischen Gartens. Leider ist sie schon wieder am Verblühen.“

Wichtige Helfer, die leicht übersehen werden

Die beiden Auszubildenden gehören zu einem etwa 15-köpfigen Gärtner-Team, das im botanischen Garten über 10.000 verschiedene Pflanzenarten versorgt. Die Gärtner sind ein wichtiges Rädchen im großen Uni-Getriebe, das leicht übersehen wird. Ihre Arbeit auf dem 25 Hektar großen Gelände ermöglicht Forschungsprojekte der organischen Chemie, der Zoologie und der Botanik. Doch sie erscheinen höchstens kurz in Promotions-Danksagungen und arbeiten sonst zuverlässig und hilfsbereit im Hintergrund. Hier werden sie nun ins rechte Licht gerückt.

Auch die zwei Sabrinas versorgen Pflanzen, die zu Forschungsprojekten gehören. Ihre Ausbilder besprechen mit den Professoren, wie viel man die Pflanzen beispielsweise gießen oder düngen muss, und leiten das dann an die Lehrlinge weiter. „Es wird schon erwartet, dass wir Gärtner die Pflanzen erfolgreich aufziehen. Und das klappt auch meistens“, sagt Sabrina Müller.

Eine Gärtnerlehre im botanischen Garten ist etwas Besonderes: „Wir werden von den anderen Auszubildenden in normalen Gärtnereien beneidet, weil wir besonders viele verschiedene



Zwei Auszubildende im botanischen Garten der Universität (v.l.): Sabrina Weltner und Sabrina Müller. (Foto Astrid Jahnke)

und teils auch seltene Pflanzen versorgen“, erzählt Sabrina Weltner, während wir an einem Bataillon prächtig blühender Bromelien entlang wandern. „Hier muss man nicht tagelang Geranien oder häuserweise Primeln ausputzen, wie das einige unserer Mitschüler an der Berufsschule tun“, fügt Sabrina Müller hinzu.

Zurzeit gibt es fünf Lehrlinge im botanischen Garten. „Die Zahl schwankt zwischen eins und fünf“, berichtet Sabine Hohmann, die technische Leiterin des Gartens, „je nachdem, wie viele

Stellen ich von Universität und Freistaat loseisen kann.“ Damit entlastet sie auch die etwa zehn fest angestellten Gärtner, denen die uniweiten Stellenstreichungen zusetzen.

Gerade starten die beiden Sabrinas in Richtung blühender Mandelbäume, da ruft jemand aus dem Gewächshaus herüber: „Die kleine Sabrina ans Telefon!“ „Das bin ich“, erklärt Sabrina Weltner lachend, „manchmal bin ich auch die Sabrina-mit-Hut. Ist einfacher so, als wenn wir immer beide laufen würden.“ Die 18-Jährige kommt aus

Sommerhausen und hat nur noch ihr drittes Lehrjahr noch vor sich. Sie ist mit Pflanzen aufgewachsen, denn ihre Mutter ist Hobbygärtnerin. Eins steht für sie fest: „Ein Büro-Job wäre gar nichts für mich, da würde ich eingehen wie eine Primel.“ Auch in ihrer Freizeit ist sie keine Sofakartoffel: Sie tanzt Standard und Latein bei rotgold in der Mannschaft.

Ein lebendiger Baumdinosaurier

Für die 22-jährige Sabrina Müller ist das zweite Lehrjahr schon das letzte, weil sie Abitur gemacht hat. Ab dem Wintersemester 2007 will sie Landschaftsarchitektur studieren und aus dem heimischen Rottenbauer wahrscheinlich nach Erfurt oder Weihenstephan ziehen. Direkt nach dem Abi kam das für sie nicht in Frage, weil sie erst mal etwas Geld verdienen und arbeiten wollte. „Und vor allem nicht mehr so viel lernen“.

Sabrina Weltner hingegen bleibt an der Wurzel: Sie plant nach ihrer Lehre in eine Baumschule zu gehen und

den Meister zu machen. „Es ist toll, die Pflanzen von klein auf wachsen zu sehen. Es ist immer wieder ein großes Erfolgserlebnis, aus einem winzigen Keimling gesunde, schöne Pflanzen heranzuziehen“, sagt sie.

Gärtner ist nicht gleich Gärtner – die beiden Sabrinas spezialisieren sich auf die Fachrichtung Zierpflanzenbau. „Das ist viel kreativer als zum Beispiel Obstbau“, sagt Sabrina Weltner. Die beiden Azubinen müssen aber natürlich nicht nur künstlerische Blumenarrangements entwerfen, sondern auch Wege fegen und die Beete in Ordnung halten. „Unkrautjäten kann sogar sehr meditativ sein“, erzählt Sabrina Müller. „Aber wir sind auch froh, wenn wir hin und wieder zu zweit arbeiten und uns unterhalten können. Mit den Pflanzen sprechen wir nämlich noch nicht – das fängt wahrscheinlich erst nach 20 Jahren im Gärtnerberuf an.“

Bei Gärtner-Berufswettbewerben zeigen sich die beiden zukünftigen Gärtnerinnen ihres beliebten Ausbildungsplatzes würdig: Sabrina Weltner belegte den zweiten Platz und Sabrina Müller

den ersten in der Konkurrenz ihres jeweiligen Lehrjahrs. Bei diesen Wettbewerben mussten sie nicht etwa ihre schönste Pflanze mitbringen, sondern sich in verschiedenen Prüfungen von Verkaufsgespräch bis Mathe beweisen. Sie sind eben mit ganzem Herzen dabei: „Die Arbeit hier macht uns viel Spaß“, sagen sie beide.

Die wohl größte Berühmtheit des botanischen Gartens zeigen sie am Schluss: *Wollemia nobilis*, ein sehr seltener Baum aus Australien, der erst vor 13 Jahren entdeckt wurde. Das mannshoch eingezäunte und mit Sonnensegel versehene Bäumchen ist eine wissenschaftliche Sensation, weil man diese Art bisher nur von Jahrmillionen Jahre alten Fossilien her kannte – also ein lebender Baumdinosaurier. „Als der vor einem Jahr zu uns kam, war sogar das bayerische Fernsehen da“, berichtet Sabrina Müller. Dann müssen die beiden zurück zu ihren grünen Schützlingen, um sie fürs Wochenende herauszuputzen, wenn wieder viele Besucher den botanischen Garten bestaunen.

Astrid Jabnke

Zu Gast an der Uni

Ein Alexander-von-Humboldt-Stipendiat erforscht die Stimmung



Ein Mann, der sich für Oberflächen und Stimmungen interessiert: Hans-Georg von Arburg. (Foto Gunnar Bartsch)

Zur Person

PD Dr. Hans-Georg von Arburg, geboren 1966, lebt in Zürich, studierte von 1987 bis 1993 Germanistik, Romanistik und Musikwissenschaft an den Universitäten Zürich, Genf und Konstanz. Nach Stationen in Genf und Lausanne lehrt er seit 2007 als Privatdozent an der Universität Zürich. Im September 2006 erhielt er ein Alexander-von-Humboldt-Stipendium.

Ganz schön paradox: Er interessiert sich für Oberflächen – und vertieft sich in sie. Er beschäftigt sich mit Stimmung – aber bleibt dabei wissenschaftlich-analytisch. Er ist Privatdozent, verheiratet, Vater von zwei Kindern – und teilt sich mit zwei Studentinnen eine WG. Außerdem lebt, lehrt und forscht er in Zürich – und verbringt doch ein Jahr in Würzburg. Ist Hans-Georg von Arburg also ein widersprüchlicher Geist? Das wohl nicht. Aber die Charakterisierung: „Ein Geisteswissenschaftler, der die Widerhaken zwischen Worten und Begriffen sucht“, könnte die Wahrheit ganz gut treffen.

Hans-Georg von Arburg (40) hat Germanistik, Romanistik und Musikwissenschaft studiert; nach Promotion und Habilitation zum Thema „Alles Fassade. ‚Oberfläche‘ in der deutschsprachigen Architektur- und Literaturästhetik 1770-1870“ lehrt der gebürtige Schweizer inzwischen an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich. Ende 2006 hat ihm die Alexander-von-Humboldt-Stiftung ein Forschungsstipendium gewährt für ein Vorhaben, das ihn nach Würzburg führen sollte. Seit Januar arbeitet von Arburg nun am Lehrstuhl von Professor Helmut Pfotenauer (Neuere deutsche Literaturgeschichte I) an seinem Projekt „Stimmung um 1800. Theorien und Techniken der Resonanz bei Wilhelm Heinsse und Jean Paul“.

„Ich bin jetzt nicht in Stimmung“. Oder: „Ein Kinofilm versetzt ein Publikum in eine bestimmte Stimmung“. Oder auch: „Ein Instrument wird gestimmt“. Stimmung ist eine ästhetische Grunderfahrung aller Menschen. Das Wort wird heute überall benutzt. Dabei ist der Begriffsgebrauch sehr verwachsen. „Stimmung spielt in Hans-Georg von Arburgs Leben zurzeit eine wichtige Rolle. Nicht, dass er besonders gut oder schlecht drauf wäre. Ihm geht es um das Wort – oder genauer: Um die Bedeutung hinter dem Wort: „Ich will herausfinden, was mit diesem Begriff in ästhetischgeschichtlicher Hinsicht passiert ist, und wie unterschiedlich ihn

Literatur, Musik und bildende Kunst verwenden“, sagt er. Jean Paul biete sich als Ausgangspunkt für solche Untersuchungen an, weil der zum einen in theoretischen Schriften über Stimmung geschrieben und zum anderen in seinen Romanen zwangsläufig Stimmung erzeugt hat. „Mich interessiert, wie Theorie und Technik sich zueinander verhalten; welche Techniken überhaupt zum Einsatz kamen, um Literatur zu ‚versinnlichen‘“, erklärt von Arburg. Wegen Jean Paul ist der Germanist für ein Jahr von der Limmat an den Main gewechselt, gibt es doch am Institut für deutsche Philologie das Jean-Paul-Archiv. „Hier komme ich leicht an Material und erhalte von den Mitarbeitern Tipps zu Stellen in den Notaten, die für mich von Interesse sein könnten“, sagt von Arburg.

Seine Wahl hat er bisher nicht bereut: „Die Stimmung am Institut ist gut, ich bin sehr nett aufgenommen worden, die Leute interessieren sich für mich – was nicht überall der Fall ist.“ Helmut Pfotenauer habe ihn gleich dazu eingeladen, gemeinsam mit ihm ein Oberseminar zu halten: „Eine gute Möglichkeit, über Texte zu sprechen, die mich interessieren“. Überhaupt findet von Arburg für seinen Kollegen nur lobende Worte: „Professor Pfotenauer kennt sich gut aus, ist kompetent und hilft mir viel“, sagt er. Mag sein, dass sein leichter Schweizerdialekt zumindest zum Teil dazu beiträgt, dass er so freundlich empfangen wurde. „Als Schweizer hat man einen Bonus in Deutschland. Wir gelten automatisch als freundlich und nett“, sagt er und grinst. Was dazu führt, dass er, obwohl die Gesellschaft hier „stärker kompetitiv“ funktioniert, als Schweizer „nicht automatisch unter fachlichem Leistungsdruck“ stehe. Einzig das Campusgelände am Hubland findet Hans-Georg von Arburg nicht ideal. „Ich bin lieber in der Stadt, wo es nicht so offensichtlich ist, was Uni und was Stadt ist“, sagt er. Auf einer Campus-Uni findet er es abends einfach zu leer. Scheint so, als wäre auch er für gewisse Stimmungen nicht völlig unempfänglich. Gunnar Bartsch

Zu Gast in der Fremde

Impressionen aus Italien - von Christoph Wiedemann

Mein Blick geht von der Alten Mainbrücke in die Tiefe, wo das Wasser des Mains die Staustufe hinunterrauscht. Erinnerungen kommen hoch an die Exkursion nach Rom vor vier Monaten: Spät abends mache ich mit italienischen Kommilitonen einen Spaziergang durch das Studentenviertel Trastevere. Wir schlendern über eine Tiberbrücke, und ich frage Maria, was sie als Italienerin beim Anblick jenes Flusses empfinde, an dessen Ufern einst das antike Rom entstand. Ungezwollt habe ich eine Diskussion über das moderne Italien und seine historischen Wurzeln angestoßen. Denn über wenig beklagen sich meine Kommilitonen so pathetisch wie über die politische Instabilität und regionale Zerrissenheit ihres Landes, den egoistischen Individualismus ihrer Landsleute, die fehlende Dynamik und Innovationskraft. Sie zelebrieren ihr Leiden an Italien und bekennen doch im nächsten Atemzug, dass es sich ganz wunderbar dort leben lasse.

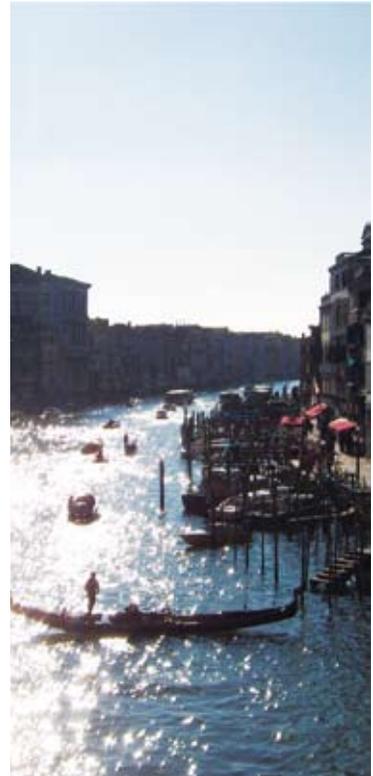
Ich bin entlang der Uferpromenade weitergelaufen. Hier scheint das Wasser des Mains stillzustehen, und ich ziehe Vergleiche zu dem kleinen Kanal, der sich durchs Zentrum von Padua zieht, jener Stadt, in der ich fünf Monate lang gelebt und studiert habe. Ihn muss ich jedes Mal überqueren, wenn ich durch die Via Dante nach Hause fahre wie an jenem merkwürdigen Abend. Ich sehe mich im Wohnheim am Computer sitzen, besorgt auf dem Live-Ticker die neuesten Nachrichten verfolgend: Die Regierung hat im Senat eine wichtige Abstimmung verloren – Prodi ist zurückgetreten – das Berlusconi-Lager fordert Neuwahlen. Dann vergesse ich für einige Stunden die Turbulenzen in der Hauptstadt und denke erst wieder daran, als im Theater der Schlussapplaus einsetzt. Das Bildungsbürgertum Paduas strömt aus den Logen und die mit rotem Teppich ausgelegten Treppen hinunter, um sich im Foyer zum Abschiedsplausch zu treffen. Diskutiert wird die Inszenierung auf der Bühne, die politische Krise scheint weit weg zu sein, man

hat sich ans Kommen und Gehen der Regierungen gewöhnt.

Die engen Gassen in der Pleich erinnern ein wenig an die Innenstadt von Padua, inmitten derer sich das Institut für Geschichte befindet, ein frisch renovierter Palazzo mit einem wunderschönen Innenhof und Blick auf den Dom. Wie viele prägende Bücher habe ich in dieser Bibliothek in der Hand gehalten, wie viele prägende Vorlesungen in diesen Hörsälen besucht, wie sehr meinen fachlichen Horizont ausgeweitet. Im Methodenseminar hat der in der Tradition der Annales-Schule stehende Professor eines Tages ins Lebenswerk des Franzosen Marc Bloch eingeführt, den er für den bedeutendsten Historiker überhaupt hält, denn: „Nach ihm kann man Geschichte nicht mehr in der gleichen Weise schreiben wie zuvor.“ In Würzburg habe ich nie auch nur den Namen gehört.

Ein Ausflugsschiff verlässt die Anlegestelle am Alten Kranen, und mit Wehmut denke ich an die Spaziergänge entlang der Kanäle in Venedig zurück, in denen das abgestandene Lagunenwasser leise an die bröckelnden Hausfassaden schwappt. Einst ist dies für mich eine ganz besondere Stadt voller Magie und Exotik gewesen. Jetzt laufe ich an fast jedem zweiten Sonntag über die Rialto-Brücke und den Markusplatz, das ferne Venedig meiner Kindheitsträume ist zur Nachbarstadt geworden.

Manchmal trägt der leichte Wind Stimmfetzen in venezianischem Dialekt heran, manchmal in Englisch oder Französisch, und ich frage mich: Wer bin ich selbst? Deutscher in Italien, Paduaner in Venedig, Europäer zu Hause? Die Identitäten verschwimmen, die klaren Zuordnungen lösen sich auf, das Gift der Fremde, die aufgehört hat, fremd zu sein, beginnt das Bewusstsein von Heimat zu zerstören. Eines Abends stehe ich mit gepacktem Rucksack am Bahnhof von Padua. Morgen werde ich nach Würzburg zurückkehren. Doch nichts wird dort mehr sein wie zuvor. Nur der Main fließt träge dahin, wie eh und je.



Wer in Padua studiert, hat es nicht weit nach Venedig und kann so mal eben übers Wochenende an den Canale Grande reisen. (Foto Christoph Wiedemann)

Zur Person

Christoph Wiedemann studiert Geschichte, Germanistik und Sinologie. Im Wintersemester 2006/07 ist er mit einem Partnerschaftsstipendium der Universität Würzburg für fünf Monate nach Padua in Oberitalien gegangen. Für BLICK hat er einige Eindrücke aus dieser Zeit aufgeschrieben.



Christian Grund an seinem neuen Arbeitsplatz in der Universität am Sanderring.

(Foto Robert Emmerich)

Leistung, Lohn und Aversionen

Christian Grund ist seit Anfang des Jahres neuer Inhaber des Lehrstuhls für Betriebswirtschaftslehre, Personal und Organisation an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät

Stürmischer Wind pfeift an der Volkacher Mainschleife, in Würzburg herrscht Sturmwarnung. Doch Professoren, Assistenten und Lehrstuhlmitarbeiter der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät lassen sich davon nicht beeindrucken und genießen ihren Wanderausflug durch das Fränkische Weinland. Mittendrin ein junger Mann, den man auch für einen Assistenten halten könnte – Professor Dr. Christian Grund, der seit Anfang des Jahres als neuer Inhaber frischen Wind an den Lehrstuhl für Betriebswirtschaftslehre, Personal und Organisation bringt. Im Januar hat er seinen Arbeitsplatz an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fa-

kultät am Sanderring bezogen. Er bietet derzeit im Hauptstudium das Wahlfach „Personal und Organisation“ an. In diesem Semester steht die Lehrveranstaltung „Human Resource Management & Industrielle Beziehungen“ auf dem Stundenplan. Dazu kommen eine Vorlesung in der allgemeinen BWL und mehrere Seminare. Ein Angebot, das von vielen Studierenden wahrgenommen wird, denn die mussten drei Semester lang auf die Wiederbesetzung warten. Den Schwerpunkt seiner Lehr- und Forschungstätigkeit legt Grund in den Bereich „Entwicklung von Lohn- und Altersstrukturen“ und deren Einfluss auf den Unternehmenserfolg. Außer-

dem beschäftigt er sich mit der Analyse von Leistungsbeurteilungen sowie der Untersuchung von Ungleichheitsaversionen, das heißt: dem schlechten Gefühl von Akteuren, wenn etwas ungleich verteilt ist. An erster Stelle stehen für ihn die wissenschaftliche Fundierung und das modellgeleitete ökonomische Analysieren. Darüber hinaus ist ihm der Praxisbezug in der Lehre besonders wichtig. So bietet er aktuell einen Computerkurs zur Datenanalyse mit SPSS an und organisiert in regelmäßigen Abständen Vorträge aus der Unternehmenspraxis. „Dies möchte ich in Zukunft noch weiter ausbauen“, betont Grund.

In Würzburg hat er sich schon gut eingelebt. Er schätzt die kurzen Wege, das Ambiente der Weinstadt und die fast familiäre Atmosphäre an der Fakultät. Mittags trifft man ihn regelmäßig mit seinem Team in der Mensa oder Bursche. „Das Essen hier ist sehr gut, das ist kein Vergleich zur Mensa der RWTH Aachen“, sagt er mit Augenzwinkern. Dort war er von 2005 bis zum Ende des vergangenen Jahres Inhaber einer Professur für Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Personalmanagement.

Höchstleistung auch beim Tischtennis

Der Weg in die Wissenschaft sei aber nicht von Anfang an geplant gewesen. Nach dem Abitur am Städtischen Gymnasium im westfälischen Petershagen entschied er sich für ein Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Universität Hannover, da ihn wirtschaftliche Zusammenhänge und Mathematik schon immer interessierten. Nach Abschluss des Vordiploms trat er eine HiWi-Stelle am Lehrstuhl für Ökonometrie und Statistik an und lernte hautnah kennen, wie die Uhren an einer Universität ticken. Doch nicht nur im Studium motivierte er sich zu Höchstleistungen, auch sportlich spielte er mit seiner damaligen Tischtennismannschaft in Hannover in der zweiten Bundesliga. Selbst wenn heute die Freizeit sehr knapp und kostbar ist, schmettert er hin und wieder in der Oberliga die Bälle über das Netz.

Nach erfolgreichem Abschluss seines Studiums zog es Grund an den Rhein. Er promovierte und habilitierte an der Universität Bonn bei Prof. Matthias Kräkel, der auch in Würzburg noch gut bekannt ist. Dieser war von 1992 bis 1997 Assistent von Prof. Bernd Schauenberg am Lehrstuhl für Betriebswirtschaftslehre, Personal und Organisation, also genau an der Wirkungsstätte, die sein ehemaliger Mitarbeiter nun übernommen hat. Grund blickt auf die Zeit im Rheinland sehr gerne zurück und erzählt, dass er dort als gebürtiger Westfale das rheinische Lebensgefühl und die Gelassenheit kennen und lieben gelernt habe.

Ein besonderes Highlight seiner wissenschaftlichen Karriere war ein Forschungsaufenthalt an der *Graduate School of Business* in Stanford, Kalifornien. Grund beschäftigte sich dort intensiv mit der Lohnpolitik von Unternehmen. Besonders schätzte er hier die internationale Atmosphäre – weit über 50 Prozent der Studierenden kommen aus der ganzen Welt – und die exzellenten amerikanischen Forschungsbedingungen. „Das dynamische wissenschaftliche Umfeld und die verschiedenen Kulturen haben mich sehr bereichert.“ Die Freizeit nutzte er immer wieder, um die nähere und weitere Umgebung näher zu erkunden. So zog es ihn bis hinauf nach Seattle und Vancouver, wobei die letztgenannte für ihn die Stadt mit der höchsten Lebensqualität sei. In den Jahren 2002 bis 2004 nahm er Lehraufträge an der Mittelrheinischen

Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie und dem Betriebswirtschaftszentrum der Universität Wien an. Den thematischen Schwerpunkt bildeten hier Veranstaltungen zur Grundlagenforschung. Neben den wissenschaftlichen Herausforderungen nahm er in dieser Zeit auch den einen oder anderen Gipfel der österreichischen Alpen in Angriff. Denn nicht nur zum Fakultätsausflug mit Kollegen, auch in der Freizeit schnürt der junge Professor gerne die Wanderschuhe: „Ich verbringe meinen Urlaub gerne in den Bergen, sei es zum Bergsteigen oder zum Skifahren.“ Privat und beruflich sucht Grund stets nach Herausforderungen und steckt sich immer wieder Ziele, um Neues zu entdecken. So zog es ihn im letzten Jahr zu einem längeren Urlaub nach Namibia – ein Land, von dessen weiten, einsamen und vielfältigen Landschaften mit reicher Tierwelt er sehr beeindruckt war. Ein Bild davon als Desktop-Hintergrund seines Rechners erinnert ihn immer noch an diese Zeit.

Dänische Daten erfreuen das Wissenschaftlerherz

In seiner wissenschaftlichen Karriere verschlug es den Ökonomen vor zwei Jahren an das *Center for Corporate Performance* der Aarhus School of Business in Dänemark. „Die dänischen Statistikämter verfügen über sensationelle Daten, die einem Wissenschaftler sprichwörtlich das Herz aufgehen lassen. Es gibt dort umfangreiche und detaillierte Daten für alle dänischen Arbeitnehmer und Unternehmen, die sogar miteinander verknüpft sind.“ Beeindruckt habe ihn auch die angenehme Arbeitsatmosphäre und das konstruktive Teamwork, frei von Konkurrenzgedanken. Zurück in Deutschland übernahm er die Vertretung für eine Professur für BWL, insbesondere Personalmanagement an der RWTH Aachen. Doch kaum hatte er sich dort richtig eingelebt, erteilte ihn der Ruf an die Julius-Maximilians-Universität Würzburg. Hier traf er – im Gegensatz zu Aachen – auf einen bereits eingerichteten Lehrstuhl, „was den Start sehr erleichtert hat.“ Von den Würzburger Studierenden habe er bisher einen sehr guten Eindruck. Die dürfen sich also – wie die Wandergruppe der Fakultät – über frischen Wind und neue Sichtweisen und Initiativen freuen.

Silke Kubn

Zur Person

Christian Grund wurde am 25.10.1971 in Minden/Westfalen geboren und ist in Niedersachsen aufgewachsen. Nach dem Abitur entschied er sich für das Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Universität Hannover, das er 1997 erfolgreich als Diplom-Ökonom abschloss. Seine Promotion und anschließende Habilitation legte er in Bonn bei seinem Doktorvater und Mentor Matthias Kräkel ab. Internationale Forschungsaufenthalte an der *Graduate School of Business* in Stanford und der Aarhus School of Business sowie verschiedene Lehraufträge –

u.a. an der Universität Wien – bildeten entscheidende Etappen auf seiner jungen wissenschaftlichen Laufbahn. Seit 2002 arbeitet er als Research Fellow des Instituts der Zukunft der Arbeit (IZA, Bonn) und des Centers for Corporate Performance (CCP, Aarhus). Im Jahr 2005 übernahm Grund eine Professur für Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Personalmanagement an der RWTH Aachen. Im Jahr darauf erhielt er einen Ruf aus Würzburg. So leitet er seit Anfang 2007 den Lehrstuhl für BWL, Personal und Organisation an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg.

Ein wertvoller Rat- und Ideengeber

Ministerialrat Raimund Külb
in den Ruhestand
verabschiedet

Ende Mai ist in München ein Mann in den Ruhestand getreten, der über lange Jahre an verantwortlicher Stelle intensiv mit der Entwicklung der Universität Würzburg – insbesondere der medizinischen Fakultät und dem Klinikum – verbunden war: Raimund Külb, Ministerialrat im bayerischen Wissenschaftsministerium. In seine Amtszeit fielen zahlreiche große Bauprojekte in Würzburg wie das Zentrum für Operative Medizin ZOM, das Zentrum für Innere Medizin ZIM und die Zahnkliniken; unter seiner Mitwirkung wurde das Konzept eines Medizin-Campus in Grombühl entwickelt, das in den kommenden Jahren verwirklicht werden soll. In Franken hat Külb den Grundstein zu seiner Karriere gelegt: Geboren wurde er am 8. Mai 1942 in Nürnberg; das Gymnasium besuchte er in Bad Neustadt. Zum Studium der Rechtswissenschaften ging Külb an die Uni Würzburg, wo er auch nach Stationen in München und Lausanne das Staatsexamen ablegte. Sogar seinen Wehrdienst leistete er in Franken ab: nämlich in der Kaserne in Veitshöchheim.

1971 dann der Wechsel nach Oberbayern: Nach kurzer Tätigkeit bei der Regierung von Oberbayern kam Raimund Külb an das damalige Ministerium für Unterricht und Kultus, zuerst als Referatsmitarbeiter, dann als stellvertretender Leiter am Landesamt für Denkmalpflege. Ab 1980 kümmerte sich Külb um das außerschulische Bildungswesen in Bayern, zu dem auch Kindergärten und Kinderhorte gehörten, bevor ihn innerbehördliche Umstrukturierungen 1994 endgültig an die Hochschule zurücktrieben.

„Referat IX/10: Medizinische Fakul-

täten und Klinika der Universitäten Regensburg und Würzburg; Lehrkrankenhäuser; Arzthaftungsrecht; Medizinethik“ lautet der vollständige Name der Abteilung, an deren Spitze Raimund Külb bis zu seiner Verabschiedung im Mai gestanden war. Gleichzeitig war Külb auch Mitglied der Aufsichtsräte beider Klinika. Es sei ein Versuch gewesen, den Häusern in dem Spagat „als wirtschaftlich erfolgreiches Unternehmen zu arbeiten und gleichzeitig Forschung und Lehre zu betreiben“ beratend beizustehen, beschreibt Külb seine Arbeit dort.

Die Entwicklung, die die Universität Würzburg in den vergangenen Jahrzehnten durchlaufen hat, sieht er mit Stolz: „Wenn sich vor 20 Jahren ein Mediziner für Würzburg anstelle von Heidelberg entschieden hätte, hätten seine Kollegen nur gesagt: ‚Der spinnt‘“, erzählt Külb. Heute würde diese Entscheidung als selbstverständlich akzeptiert. „Die Universität Würzburg hat im Bereich der Life Sciences unheimlich an Ansehen gewonnen. Sie ist heute eine der ersten Adressen in Europa“, sagt Külb. Zurückzuführen ist dies seiner Meinung nach auf zwei Eigenschaften: die hervorragende in-

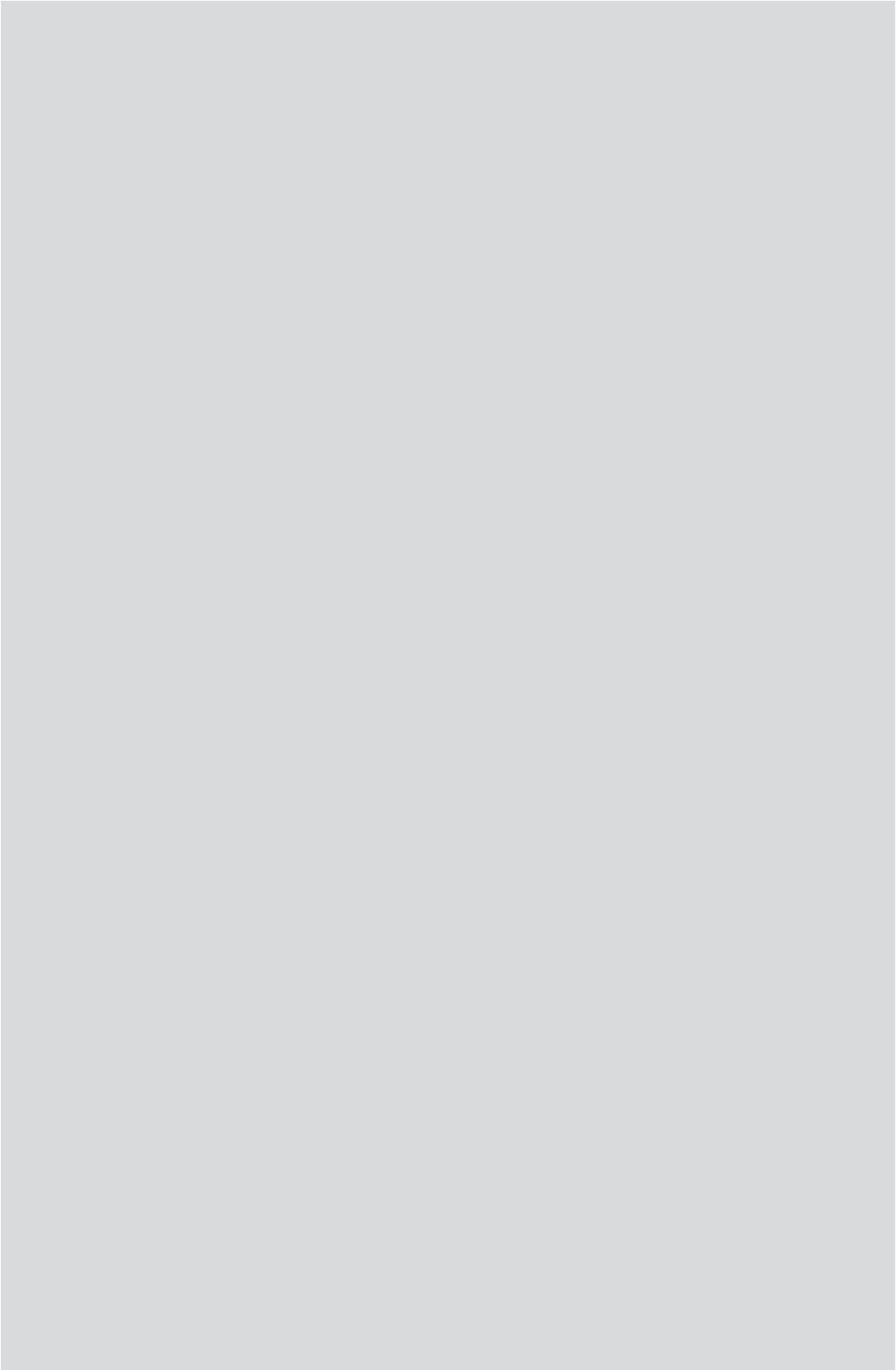
terdisziplinäre Zusammenarbeit und das gute, menschliche Klima an der Fakultät. Wobei Matthias Frosch, Dekan der Medizinischen Fakultät ergänzend hinzufügt: „Die positive Entwicklung unserer Fakultät ist auch darin begründet, dass wir in den Mitarbeitern in den Ministerien wertvolle Rat- und Ideengeber hatten. Herr Külb war über all die Jahre für die Medizinische Fakultät und das Universitätsklinikum stets ein hervorragender Sachwalter, der mit eigenen Ideen und Impulsen die Fortentwicklung der Fakultät mit vorangetrieben und zu einem Stück weit auch mit geformt hat.“

Anfang Mai wurde Raimund Külb 65 Jahre alt; Ende des Monats trat er in den Ruhestand. Wirklich ruhig lässt es der Pensionär, der verheiratet ist und drei Kinder hat, allerdings nicht angehen: Im Auftrag eines gemeinnützigen Unternehmens ist er „noch ein bisschen im Ausland beratend tätig“. In Rumänien gibt Külb jetzt sein Wissen aus dem Bereich der Medizin weiter; er hilft dort beim Aufbau und Einrichten von Krankenhäusern. Eigentlich hätte ihn das Unternehmen ja gerne auf die Philippinen geschickt, aber da habe die Familie nicht mitgespielt.

bar



Raimund Külb zu Besuch beim Stiftungsfest. (Foto Gunnar Bartsch)



Mehr Bücher, mehr Beamer, mehr Service

Wofür die Universität Würzburg die Studienbeiträge verwendet

Für das aktuell laufende Sommersemester haben die Studierenden der Universität Würzburg rund 6,7 Millionen Euro an Studienbeiträgen überwiesen. Mehr als 5.000 Studierende wurden von den Beiträgen befreit – die allermeisten, weil sie aus kinderreichen Familien stammen. Die Studienbeiträge wurden in Bayern erstmals fällig, an der Uni Würzburg sind es 500 Euro pro Semester. Von der Beitragspflicht automatisch befreit waren circa 1.400 Studierende, die entweder in der Promotionsphase stecken oder derzeit beurlaubt sind. Weitere rund 3.700 Befreiungen hat die Universität auf Anträge hin ausgesprochen: Gut 2.800 davon gingen an Studierende aus Familien mit drei oder mehr Kindern. Befreit wurden außerdem Studierende, die selbst Kinder erziehen, eine schwere Behinderung haben oder chronisch krank sind.

Rund 3,8 Millionen Euro für die Fachbereiche

Zehn Prozent der eingenommenen Summe musste die Universität gesetzestreu an den Sicherungsfonds des Freistaates Bayern abgeben. Der Fonds dient der Absicherung von Banken – falls Studierende, die zur Finanzierung der Studienbeiträge einen Kredit aufnehmen, später in Rückzahlungsschwierigkeiten geraten.



Student Christopher Jones freut sich über die längeren Öffnungszeiten der Wiwi-Bibliothek am Sanderring. Finanziert wird dieser zusätzliche Service aus den Studienbeiträgen. (Foto Robert Emmerich)

Das Bayerische Studienbeitragsdarlehen der KfW-Förderbank können die Studierenden über die Universitäten beantragen. An der Julius-Maximilians-Universität hatten das zum Beginn des Sommersemesters rund 550 Studierende getan.

Rund 2,6 Prozent der eingenommenen Summe behält die Universität für ihren eigenen Verwaltungsaufwand, der durch die Einführung der Studienbeiträge neu entstanden ist. Unter anderem müssen die Beschäftigten die zahlreichen Anträge auf Befreiung von Studienbeiträgen prüfen und bearbeiten. Auch die Kreditanträge sorgen für zusätzlichen Aufwand.

Von dem verbleibenden Geld gingen 65 Prozent direkt an die zwölf Fakultäten. So sieht es die Studienbeitragssatzung der Universität vor. Die Finanzabteilung der Uni hatte den Fachbereichen bis Mitte April rund 3,8 Millionen Euro zur Verfügung gestellt. Je mehr Studierende eine Fakultät hat und je höher ihr Aufwand für die Lehre ist, desto mehr Geld bekam sie zugewiesen. Im Einzelnen erhielten in diesem Semester die Fakultäten folgende Beträge:

- Katholisch-Theologische Fakultät: 38.178 Euro
- Juristische Fakultät: 285.340 Euro
- Medizinische Fakultät: 477.624 Euro

- die Philosophische Fakultät I erhielt 87.427 Euro
- die Philosophische Fakultät II bekam 761.226 Euro
- an die Philosophische Fakultät III gingen 924.236 Euro
- Fakultät für Biologie: 172.001 Euro
- Fakultät für Chemie und Pharmazie: 318.937 Euro
- Fakultät für Geowissenschaften: 152.456 Euro
- Fakultät für Mathematik und Informatik: 168.652 Euro
- Fakultät für Physik und Astronomie: 181.572 Euro
- Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät: 243.658 Euro

Der größte Teil des Geldes wird in Personal investiert

Wie die Fakultäten mit den Beiträgen die Lehre verbessern wollen, entscheiden sie selbst – jeweils unter paritätischer Mitsprache der Studiendekanin. Die Philosophische Fakultät II beispielsweise investierte laut Studiendekanin Trude Ehlert fast das gesamte Geld in Personal, um die Lehrbedingungen im Grundstudium zu verbessern. Dafür wurden die Beiträge, gewichtet nach der Zahl der Studierenden, auf die einzelnen Fächer verteilt. Am meisten erhielten Anglistik und Germanistik (jeweils rund 160.000 Euro), gefolgt von Geschichte



Im Würzburger SkillsLab übt Medizinstudentin Susanne Keilig an einem Phantom-Modell das Abhören, die „Auskultation“. Mit den Studienbeiträgen wird diese praxisorientierte Form der Ausbildung weiter ausgebaut. (Foto Gunnar Bartsch)

und Romanistik (jeweils circa 100.000 Euro) sowie Volkskunde/Europäische Ethnologie und Kunstgeschichte (beide circa 25.000 Euro). Auch die Philosophische Fakultät III verwendet das meiste Geld – 70 Prozent der Einnahmen – für zusätzliches Personal. Sie bezahlt damit unter anderem auch externe Gastreferenten.

Die Mediziner schaffen von den Studienbeiträgen unter anderem zusätzliche Mikroskope an, bezahlen damit die Praktikumskripten, welche die Studierenden bislang selbst kaufen mussten, und finanzieren zusätzliche Tutoren für die Praktikumsbetreuung. Außerdem investieren sie das Geld in die verbesserte Ausstattung ihres Skills-Lab, in dem die Studierenden grundlegende ärztliche Fertigkeiten üben können. Rund 350.000 Euro werden für die Einstellung ärztlicher Mitarbeiter als Lehrkoordinatoren in den großen klinischen Fächern verwendet. Im Auvera-Haus im Stadtteil Grombühl sollen für die Studierenden außerdem Aufenthalts- und Lernräume gemietet werden, weil es solche im Bereich des Uniklinikums bislang nicht gibt.

Jede Menge Sprachkurse für die Juristen

Die Juristische Fakultät realisiert mit den Studienbeiträgen unter anderem Sprachkurse in Chinesisch, Korea-

nisch, Japanisch und Arabisch. Diese Angebote sollen die Chancen der angehenden Rechtsexperten erhöhen, sich später auf dem Arbeitsmarkt von den Mitbewerbern abzuheben. Neben den Fremdsprachen selbst werden in den Kursen auch interkulturelle Kompetenzen und Einblicke in die Rechtssysteme der jeweiligen Länder vermittelt.

10.000 Euro aus den Studienbeiträgen stecken die Biologen in die Verbesserung ihrer Lehrbuchsammlung. Außerdem kaufen sie für ihre Kursräume Beamer und drei so genannte Imaging-Einheiten. Dabei handelt es sich um Phasenkontrastmikroskope mit Stereolupe, digitaler Kamera und Computer sowie Projektions- und Audiosystem. Weiterhin schafft die Fakultät für das Bachelor-/Masterstudium eine Stelle für einen Studienorganisator sowie eine halbe Stelle für eine Sekretariatskraft, die den Studienorganisator, den Dekan und den Studiendekan unterstützen soll.

Zusätzliche Lehrveranstaltungen gegen überfüllte Hörsäle

Bei den Wirtschaftswissenschaftlern fließen die Studienbeiträge zum größten Teil in Stellen für Lehrpersonal, wie Studiendekan Ronald Bogaschewsky wissen lässt. So könnten zusätzliche oder parallele Lehrveranstaltungen

durchgeführt und die Zahl der Studierenden pro Veranstaltung deutlich verringert werden. Außerdem stellt die Fakultät Mittel zur Verfügung, um die Öffnungszeiten der Teilbibliothek Wirtschaftswissenschaften in der Uni am Sanderring zu verlängern. Die Räume sind jetzt während der Vorlesungszeit montags bis freitags von 8.00 bis 22.00 Uhr geöffnet, dazu auch samstags von 9.00 bis 18.00 Uhr.

Um die restlichen 35 Prozent der Studienbeiträge konnten sich die Fakultäten sowie Unibibliothek, Rechenzentrum, Verwaltung und Sprachenzentrum bewerben. Mit diesem Geld entstehen zum einen neue Arbeitsplätze, etwa in der Studentenabteilung. Dort soll zum Beispiel der Online-Service für die Studierenden weiter ausgebaut werden. Auch die Studienberatung bekommt Verstärkung.

Robert Emmerich

Ideologiefrei mit vielen Kompromissen

Der Sprecherrat zieht zum Ende seiner Amtszeit die Jahresbilanz

Im Sommer 2006 ging aus einer Koalition der Alternativen Liste/Aktionsbündnis gegen Studiengebühren, der grünen Hochschulgruppe, der liberalen Hochschulgruppe und dem RCDS ein ungewöhnlicher Sprecherrat hervor. Jetzt, zum Ende ihrer Amtszeit, trafen sich drei der vier Sprecherräte: Matthias Gauger (Grüne), André Resch (Liberales) und Daniel Schubert (RCDS) mit Axel Herber zum großen Bilanzinterview. Die vierte im Bunde, Miriam Tworuschka, hatte leider keine Zeit.

BLICK: Eure große Koalition war so ungewöhnlich wie unerwartet und von vielen zum Scheitern verurteilt. Wie ist es gelaufen?

André Resch: Wie du siehst, ist die Koalition nicht gescheitert. Dabei war es eigentlich gar keine große Koalition im klassischen Sinne, weil natürlich keine unserer Vereinigungen groß ist. Es war eine Koalition der Kleinen, die sich gegen die großen und mächtigen Jusos durchgesetzt haben.

Daniel Schubert: Die aber dieses Jahr nicht mehr so mächtig sein werden.

André Resch: Genau!

Matthias Gauger: Auch ich sehe uns nicht als gescheitert an. Wir haben eine ganz andere Grundlage als unsere Vorgänger geschaffen, weil wir Alle Kompromisse eingehen mussten. Unsere Arbeit hat sich nicht an Ideologien sondern an der Praxis orientiert.

Konntet ihr in eurer Koalition eigentlich eure Ideen und die Ideen eurer Hochschulgruppen umsetzen?

André Resch: Wir konnten natürlich unsere Ideen umsetzen. Dabei sollte allerdings klar sein: Hochschulpolitik ist nicht mit der großen Politik vergleichbar, weil natürlich viel Konsens dort herrscht, wo man für die Studierenden etwas machen muss.

Welche Projekte habt ihr denn verwirklichen können?

André Resch: Ein Großprojekt war die Studierendenzzeitung, die wir durchgesetzt haben und die gerade in der fünften Ausgabe erschienen ist. Und

die Arbeit, die der Sprecherrat vor uns gemacht hat, die haben wir erfolgreich weitergeführt.

Matthias Gauger: Erfolgreicher.

André Resch: ... erfolgreicher weitergeführt. Genau, das wollt ich sagen. *(lacht)*

Daniel, welche Projekte hast du im Einklang mit deiner Gruppierung verwirklicht?

Daniel Schubert: In erster Linie ist es uns gelungen, Hochschulpolitik ideologiefrei zu machen.

André Resch *klappt zustimmend auf den Tisch.*

Daniel Schubert: Weil nicht der gesamte Sprecherrat sich dem Kampf gegen Studiengebühren gewidmet hat, konnten wir uns auch um deren Einführung kümmern. Matthias hat sich beispielsweise für ausländische Studierende eingesetzt und erreicht, dass sie vorerst von der Zahlung befreit wurden. Auch die Informationskampagne zur Befreiung von Studienbeiträgen war so erfolgreich, dass fast ein Viertel der Studierenden sich befreien lassen konnte.

André Resch: Allein unser Verdienst. *(lacht)*

Was würdest du persönlich als dein erfolgreichstes Projekt bezeichnen, Matthias?

Matthias Gauger: Wegen der Einführung der Studienbeiträge habe ich mich intensiv um die Rückmeldung zum Sommersemester gekümmert. Da war es ein Erfolg, wenn dann wirklich ein paar Leute, denen man einen Antrag mitgeschrieben hat, von den Gebühren befreit wurden. Wenn die dann anschließend auf einen zukommen und sich bedanken, ist das einfach ein schönes Gefühl.

Daniel Schubert: Wir konnten durchsetzen, dass die Arbeit des Sprecherrats insgesamt ein bisschen transparenter wurde. Alle Gruppen hatten die Möglichkeit, ins Büro zu kommen und sich die Unterlagen anzuschauen und zu kontrollieren, ob bei uns alles regelkonform läuft.

André Resch: Was in der Vergangen-

heit nicht immer so war.

Daniel Schubert: Es gibt den begründeten Verdacht, dass es früher einige Missstände gab. Da ist es auch gut, wenn nicht nur eine Gruppierung im Sprecherrat vertreten ist, sondern mehrere, die sich gegenseitig kontrollieren können.

Wie seht ihr euren Einfluss in der Hochschulpolitik?

André Resch: Natürlich beschränkt sich unsere Wirkung größtenteils auf die Hochschule selbst. Dafür haben wir mit der Hochschulleitung und dem Studentenwerk eine sehr gute Zusammenarbeit gefunden.

Wie sieht diese Zusammenarbeit aus?

André Resch: Wenn das Studentenwerk konkrete Pläne verwirklichen will, werden wir vorher gefragt, was wir davon halten. Und wenn wir irgendwas unternehmen wollen, können wir auf die Mitarbeiter dort zugehen. In der Regel arbeiten die auch mit uns zusammen und unterstützen uns.

Daniel Schubert: Ist eigentlich fast schade, dass die Zusammenarbeit mit dem Studentenwerk besser war als mit der Hochschulleitung.

Inwiefern?

Matthias Gauger: Wir sind eher der Bittsteller bei der Hochschulleitung und müssen denen immer hinterher rennen, wenn irgendwas ist. Auf manche Rückmeldungen wartet man mehrere Wochen.

Gerade die Alternative Liste hatte sich den Kampf gegen Studiengebühren auf die Fahne geschrieben, aber auch die anderen Hochschulgruppen waren nicht unbedingt dafür. An einem Boykott haben sich jedoch nur wenige Studierende beteiligt. Warum die geringe Resonanz?

Matthias Gauger: Das Problem bei diesem Boykott war, dass uns zum Einen das Personal gefehlt hat, um die Aktion in großer Breite bekannt zu

machen. Zum Anderen hat es uns anderen drei Gruppierungen widerstrebt, einfach jetzt von heute auf morgen einen Boykott zu organisieren.

André Resch: Dazu kam noch das große Problem, dass wir vom Konvent aufgefordert wurden, den Boykott zu unterstützen, was wir natürlich mit unseren Ressourcen auch gemacht haben. Aber dann haben sich die Antragsteller, die Mitglieder der Juso-Hochschulgruppe überhaupt nicht an der Arbeit beteiligt und uns statt dessen vorgeworfen, er würde nicht gut funktionieren.

Immerhin in einer Sache ward ihr euch aber alle einig, nämlich, dass die Studiengebühren den Studierenden zugute kommen sollen. Wie beurteilt ihr die Verwendung der Gelder bis jetzt?

Matthias Gauger: Man erlebt ein ganz starkes Gefälle zwischen den Fakultäten. Ich weiß von den Medizinern, dass sie ganz glücklich sind, weil sie sich ganz viel Material anschaffen konnten. Und die anderen Naturwissenschaften auch. Im Gegenzug gibt es Fakultäten wie die

Juristische oder die Philosophischen, die wegen der hohen Anzahl von Studierenden und einem eher niedrigen Bedarf an Material ein echtes Problem bei der Verwendung haben.

Daniel Schubert: Die Uni sollte jetzt schnell ihrer Rechenschaftspflicht nachkommen und offen legen, wohin das Geld geflossen ist. Als Studierender nimmt man ja nur durch Zufall Kleinigkeiten wahr, wie zum Beispiel ein kostenloses Skript oder jede Menge zusätzlicher Tutorien im kommenden Semester. Es fehlt aber der Überblick, was in diesem Semester mit den Beiträgen passiert.

André Resch: Natürlich hat die Einführung der Studiengebühren gerade in den Fächern, in denen eine Überlastung der Tutoren und der Lehrkräfte herrscht, zumindest eine kleine Verbesserung bewirkt. Aber das große Problem der Raumsituation wurde mit den Studiengebühren nicht gelöst. Jetzt platzen schon mehrere Fakultäten aus allen Nähten, und es werden Räume angemietet, um überhaupt irgendwo unterzukommen.

Am 26. Juni ist Uniwahl. Tretet ihr wieder an? Noch mal Sprecherrat? Plant ihr wieder eine große Koalition?

Daniel Schubert: Der RCDS möchte allein regieren. (*grinst*)

Matthias Gauger: Alleine wegen des neuen Wahlmodus wird es eine Koalition in Zukunft schwer haben, wirksame Absprachen zu treffen. Deshalb eher Nein zur Koalition. Zu meiner persönlichen Zukunft: Nein, ich werde im nächsten Jahr nicht mehr im Sprecherrat sein. Für den Konvent und für den Senat stehe ich aber auf der Liste.

André Resch: Ich denke auch, dass es in Zukunft keine Koalitionsverhandlungen im dunklen Kämmerchen mehr geben wird, so wie sie es bei uns vielleicht gab. Ich trete ebenfalls wieder auf beiden Listen an, als Sprecherrat werde ich aber auf jeden Fall nicht mehr antreten, weil ich in naher Zukunft mein Studium beenden will.

Daniel Schubert: Ich trete nur auf der Liste zum Konvent an und würde mich natürlich freuen, wenn ich gewählt werde.

Arbeit für Kopf und Körper

Vor zwei Tagen war sie noch in Tokio, davor in Seoul. Morgen geht es ab nach Kairo und danach steht Havana im Terminkalender. Kann aber auch sein, dass sich noch Buenos Aires dazwischen schiebt. Gerade mal zwei Tage ist Katja Wächter in Würzburg – Zeit zum Wäschewaschen, Bügeln und zum Zahnarzt zu gehen. Dass sie dort überraschenderweise eine Wurzelbehandlung über sich ergehen lassen musste, hält die 25-Jährige nicht davon ab, auch noch eine Stunde in ihrem dicht gedrängten Terminkalender freizuräumen für ein Interview für BLICK. Da soll sie erklären, wie das zu schaffen ist: amtierende deutsche Meisterin im Damen-Florett zu sein, sich auf die Olympischen Spiele in Peking vorzubereiten – und gleichzeitig auch noch ein Studium abzuschließen. Aber bitte in aller Kürze, denn am Nachmittag muss sie noch in den Examenkurs Sprachwissenschaft.

„Momentan stecke ich einfach in einer Extremphase“, sagt Katja Wächter. Ständig findet irgendwo auf der Erde ein Weltcup-Turnier statt, an dem sie teilnehmen muss. Anfang Juli reist sie ins belgische Gent zu den Europameisterschaften. Wegbleiben geht nicht, schließlich kann sie nur dort Punkte sammeln – Punkte, die darüber entscheiden, ob sie im kommenden Jahr zu den Olympischen Spielen nach Peking fahren darf. Im Wintersemester sei es zum Ausgleich deutlich ruhiger, dann finden keine Turniere statt. Dann sei Zeit, sich auf die Uni zu konzentrieren.



Katja Wächter ist deutsche Meisterin im Damen-Florett und studiert Volkskunde an der Uni Würzburg. Mit der Doppelbelastung kommt sie klar. (Foto Gunnar Bartsch)

Volkskunde und Germanistik studiert Katja Wächter. Inzwischen hat sie das elfte Semester erreicht und sitzt an ihrer Magisterarbeit. Thema: „Die linke Hand des Menschen – ein kulturwissenschaftlicher Abriss“. Logisch, dass bei einer Fechterin, die mit links das Florett führt, auch der Sport in solch einer Arbeit eine Rolle spielt. Schließlich gebe es gerade im Fechten viele Linkshänder, sagt sie. Trotzdem geht ihr Thema weit über den Sport hinaus: Wie bewertet die Gesellschaft Linkshänder? In welchem Zusammenhang tauchen sie in der Bibel auf? Was bedeutet es, wenn man von „links liegenlassen“ spricht? Und und und. „Es ist ein unerschöpfliches Thema. Meine Stoffsammlung füllt mittlerweile fünf Ordner“, sagt Wächter. Und die ersten 55 Seiten der Rohfassung existieren auch schon.

Terminkollision mit der WM

Spitzensport und Studium unter einen Hut zu bringen, ist nicht wirklich leicht. Gerade eben musste Katja Wächter einen Verlängerungsantrag für die Magisterarbeit stellen. Dabei sind die zwei bis vier Trainingsstunden sechsmal pro Woche im Fechtzentrum Tauberbischofsheim nicht das Problem. Schwierig wird es für sie vor allem dann, wenn so viele Turniere stattfinden und manche Termine kurzfristig verschoben werden. Ihre Arbeit hätte sie wohl auch pünktlich abgeben können; dann wäre allerdings der Termin der schriftlichen Klausuren mit der Fecht-Weltmeisterschaft kollidiert.

Es sind vor allem bürokratische Hürden, die das Leben von Spitzensportlern an der Uni so schwierig machen. „In solchen Fällen muss ich zu jedem Professor einzeln rennen, aber keiner will alleine entscheiden. Da wäre es schon sehr hilfreich, wenn ich eine einzige Person als Ansprechpartner hätte“, sagt Wächter. Genau dies hat die Hochschulleitung vor kurzem beschlossen: Ab sofort soll jede Fakultät so genannte Tutoren benennen, die sich um die besonderen Belange dieser Studierenden kümmern. „Ich glaube, das kann hilfreich sein“, sagt die Fechterin. Und fügt aber gleich an, dass dieser Tutor damit sicherlich nicht Vollzeit beschäftigt sein wird. „So viele Sonderwünsche haben wir auch nicht.“

In ihrem Fach habe sie bisher so gut wie keine Probleme mit der Doppelbelastung gehabt, sagt Wächter. Gerade in der Volkskunde kenne Jeder Jeden; da ließen sich viele Sachen mündlich zwischen Tür und Angel erledigen. Und ein „Sie müssen sich mal entscheiden“, habe sie jedenfalls nie von ihren Dozenten zu hören bekommen.

Die Entscheidung für das Studium hat Katja Wächter jedenfalls nicht bereut. Schließlich brauche auch der Kopf etwas zu tun. Was sie danach machen wird, weiß sie noch nicht so genau. Dem Sport wird sie jedenfalls noch eine Zeitlang treu bleiben. „Es gibt es ja auch im Jahr 2012 Olympische Spiele.“ Sagt sie - und eilt zum Bus, der sie ans Hubland bringen soll.

Gunnar Bartsch

Wie Philosophen Geld verdienen

In der Vortragsreihe „Philosophie & Beruf“ berichtet der Antiquar Siegfried Bushuven, wie er dank seines Philosophie-Studiums bedeutende von unbedeutenden Büchern unterscheidet

Den Buchkenner nimmt man dem gemütlichen Mann mit der ruhigen Stimme, der runden Brille und dem unscheinbaren Pullover sofort ab. Siegfried Bushuven besitzt über 20.000 alte Bücher, doch die meisten dieser Bücher hat er noch nie gelesen. Trotzdem kennt er ihren Wert, kann einschätzen, wer sich dafür interessiert, und weiß genau, ob sie sich als Ladenhüter erweisen oder bei einer Auktion mehrere tausend Euro bringen werden. Woher er das weiß? Bushuven hat ein Antiquariat in Düren und muss in seinem Beruf innerhalb von Sekunden einschätzen können, ob ein beliebiges Buch seine Kasse klingeln lässt oder nicht.

Im überschaubaren Kreis einer kleinen Gruppe von Studierenden und Dozenten, die am Abend des 1. Juni zum Vortrag in die Würzburger Residenz gekommen sind, berichtet der 53-jährige von seinem beruflichen Werdegang. Jedes Semester organisiert das Institut für Philosophie einen Vortrag zum Thema „Philosophie und Beruf“, bei dem Absolventen der Philosophie den Nutzen ihres Studiums für die spätere Tätigkeit erläutern. Dem Antiquar hat das Philosophiestudium sehr geholfen. „Für mich ist es sehr wichtig, bedeutende Bücher von unbedeutenden Büchern zu unterscheiden“, erklärt Bushuven. „Selbstständiges Arbeiten und mein Wissen um die Geistes- und Kulturgeschichte waren mir dabei sehr nützlich. Ich konnte schnell eigenständig arbeiten und mit einer Art halbwissenschaftlicher Methode seltene von wertlosen Büchern unterscheiden.“ Für sein Antiquariat kauft er unter anderem Bücher aus Nachlässen, Bibliotheken oder von Auktionen. Oft bekommt er ganze Kisten alter Bücher angeboten, beispielsweise wenn ein Sammler seinen Erben eine Bibliothek hinterlässt. „Dann kann ich natürlich keine halbe Stunde in einem Buch blättern, bevor ich mich für den Kauf entscheide“, sagt der Buchkenner. Anhand des Inhaltsverzeichnisses, geisteswissenschaftlicher Kenntnisse



Vom beflissenen Philosophiestudent zum erfolgreichen Antiquar: Siegfried Bushuven (Foto Axel Herber)

und seiner Erfahrung weiß Bushuven schnell, ob die Bücher „Ramsch“ sind oder gewinnbringend verkauft werden können. Das verdankt er größtenteils seinem akademischen Studium, meint der Antiquar.

Wie aber kommt es, dass ein Philosoph ein Antiquariat eröffnet? Während seines Studiums der Bibliothekswissenschaften, Theaterwissenschaften und der Philosophie in Münster, arbeitete Siegfried Bushuven als wissenschaftlicher Mitarbeiter. Später schrieb er seine Doktorarbeit in Philosophie und schloss sich einer Forschungsgruppe an, die ein Theaterperiodikum erarbeitete. Das Projekt umfasste die historische Aufarbeitung von Theaterkritiken, Spielplanverzeichnissen und ähnlichen für die Theaterwissenschaften wichtigen Daten. Es war unter anderem diese Tätigkeit, die in Bushuven eine gewisse Faszination für alte und seltene Bücher reifen ließ. „Es hat schon eine gewisse Aura, wenn man das einzige Exemplar eines Buches in der Hand hält“, schwärmt der Philosoph. Deshalb stand nach Abschluss der Arbeiten sein Entschluss fest: Er wollte eine Ausbildung als Antiquar beginnen. Ein

halbes Jahr lang absolvierte er ein Praktikum in einem Antiquariat und eignete sich so alle wichtigen kaufmännischen und literaturtheoretischen Kenntnisse des Berufes an.

Doch seit Bushuven vor elf Jahren sein Geschäft eröffnete, hat sich viel verändert. Früher kaufte er nur ausgesuchte Bücher, die Sammler und andere Besucher seines Antiquariats interessieren könnten. „Heute geht die Klinke der Ladentür nicht mehr so oft“, sagt er bedauernd. Seitdem antiquarische Bücher auch über das Internet zu erwerben sind, hat sich die potentielle Kundschaft virtuell vergrößert. „Deshalb kaufen heutige Antiquare alles an, was irgendwie verkaufbar ist“, erklärt Bushuven. Klar, dass diese Strategie neue Probleme mit sich bringt. Das Ladengeschäft rentiert sich immer weniger, während die Konkurrenz auf dem Online-Markt stetig wächst. Der Antiquar hat sich jedoch schon darauf eingestellt: „Sobald der Mietvertrag für mein Geschäft ausläuft, werde ich neue Wege beschreiten.“ Vielleicht können seine Kunden dann nur noch virtuell die Regale nach verstaubten Büchern durchstöbern. *Axel Herber*

Jagd auf die Studiengebühren

Im Uniwahlkampf machte Doris Aschenbrenner als Spitzenkandidatin der Juso-Hochschulgruppe für den Senat auf ihren Wahlplakaten Jagd auf die Studienbeiträge. Mit Pfeil und Bogen sagte sie ihnen den Kampf an, und auch sonst zeigt sich die Hochschulpolitikerin kämpferisch. Zusammen mit Maria Deingruber von der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) initiierte sie im vergangenen November eine bayernweite Popularklage gegen Studiengebühren. Diese soll überprüfen, ob die Erhebung von Studiengebühren mit der bayerischen Verfassung vereinbar ist.

Im Mai 2007 konnten die Zwei gemeinsam mit über 1000 weiteren Studierenden ihre Klage einreichen. „Für die zirka 1200 Kläger ist sie übrigens kostenfrei. Wir haben die Klage durch Organisations- und Privat-Spenden finanziert, unter anderem vom Freien Zusammenschluss der Studierendenschaften fzs und der SPD“, erläutert Aschenbrenner, die bei der Beschaffung der Gelder die Hauptlast getragen hat. In Würzburg stand ihr dabei ein Team von sechs bis acht Studierenden zur Seite. Der Großteil der Spender kommt übrigens auch von hier – so, wie auch die Mehrheit der Kläger.

Im Herbst stehen die Verhandlungen über die Klage vor Gericht an. Doris Aschenbrenner schaut zuversichtlich in die Zukunft: „Die Erfahrung zeigt, dass Popularklagen in Bayern gewonnen werden können“, sagt sie und weiß doch auch, dass es kein einfacher Weg wird. Einen Lichtblick gibt es aus ihrer Sicht bereits: „Die CSU hat immerhin schon bemerkt, dass der Sicherungsfonds zu hoch bemessen wurde, und verhandelt nun über eine Änderung.“ Der Gesetzentwurf einiger Abgeordneten, der vor allem eine Überprüfung des KfW-Kredit-Sicherungsfonds vorsieht, wird derzeit noch im Landtag diskutiert. Nach der ersten Lesung wurde er vor kurzem an die Ausschüsse des Landtages verwiesen.

Derzeit wandern zehn Prozent der Studiengebühren, also 50 Euro pro Semester und Studierenden, in den umstrittenen Sicherungsfond. Geht es nach



Doris Aschenbrenner bekämpft die Studienbeiträge in Bayern – aber auf legalem Weg. (Foto privat)

Doris, sollte dieser ganz verschwinden: „Ich finde den Fond nicht rechtmäßig und den dazugehörigen Kredit sozial unverträglich. Der KfW-Kredit birgt unkontrollierbare Zinsen und schreckt dadurch ab. Niemand kann kalkulieren, mit wie viel Schulden er sein Studium abschließen wird.“ Außerdem sei die derzeitige Absicherung, welche die sonst bei Krediten übliche Bonitätsprüfung ersetzt, eine „Schweineerei“. Ihrer Meinung sei die Absicherung die Aufgabe des Staates und nicht die der Betroffenen, klagt die Studentin. Dass ein Umdenken der CSU in diesem Bereich die Studierenden finanziell entlasten wird, glaubt Aschenbrenner nicht. Wird der Fond gestrichen oder der Anteil, der in ihn fließt, reduziert, geht der Betrag, der frei wird, eben in Zukunft an die Uni, glaubt sie. Die Studiengebühren würden dadurch jedenfalls nicht sinken.

Neben der Popularklage soll es übrigens bald auch eine Normkontrollklage in Bayern gegen die Gebühren geben. Die würde sich speziell gegen die Würzburger Studienbeitragsatzung richten. Um sie einzureichen, fehlt den Studierenden allerdings noch das nötige Geld. Erst wenn sie voll finanziert ist, will Doris vor Gericht ziehen. Derzeit ar-

beitet die Juso-Politikerin emsig daran, dass die Klage noch bis Ende des Semesters eingereicht werden kann. „Das Hauptproblem ist, dass diese Klage nur über private Spenden finanziert wird. Bei großen Organisationen ist es leichter, Spenden über einen höheren Betrag zu bekommen.“ Unterstützung erhofft sich die Klage-Organisatorin vor allem bei den Fachschaften.

Mit Blick auf erfolgreiche Beispiele aus anderen Bundesländern sieht Doris Aschenbrenner gute Chancen für einen Erfolg. So hätten zum Beispiele Klagen in Bielefeld zumindest in Teilen recht bekommen und gehen nun in Berufung. Aschenbrenners Traum: „Das Gesetz wird zurückgenommen; die Gebühren werden zurückgezahlt.“

Während ein Teil der Studierenden noch gegen die Gebühren ankämpft, zeigt sich Wissenschaftsminister Thomas Goppel äußerst zufrieden mit der Einführung: „Das Gesamtbild zeigt, dass die Einführung von Studienbeiträgen an den Hochschulen weitgehend reibungslos vonstatten geht“, ließ er in einer Pressemitteilung des Wissenschaftsministerium verkünden. Und versprach, dass die Studierenden für ihre Beitragszahlung ein Mehr an Studienqualität erhalten. *Jessica Urban*

Das „Jahr der Geisteswissenschaften“ – wer braucht denn so etwas?

Eine Polemik von Karl-Heinz Lembeck

Wenn Zeiträume, die man der öffentlichen Inszenierung einer wissenschaftlichen Disziplin widmet, ein Maß sind für deren gesellschaftliche Bedeutung, dann steht es offenbar schlecht um die Geisteswissenschaften. Seit dem Jahr 2000 lobt das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) nun sogenannte „Wissenschaftsjahre“ aus. Sie waren bislang der Physik, den Lebenswissenschaften, der Chemie, der Technik, der Informatik und schließlich sogar nur einem einzigen Forscher, Albert Einstein, gewidmet. Jetzt sind also die Geisteswissenschaften dran. In cumulo. Ein Jahr muss reichen. Immerhin aber, so die Ministerin, habe man sich „bewusst für die Geisteswissenschaften als Ganzes entschieden“. (Natürlich könnte man jetzt fragen, wie Entscheidungen in Ministerien sonst zustande kommen – aber das tun wir besser nicht.) Also sei's drum – Hauptsache, man erinnert sich, dass es sie noch gibt – die Literaturwissenschaftler, die Historiker, die Alt- und Neuphilologen, die Volkskundler, die Theologen und Pädagogen, die Juristen und die Volkswissenschaftler, die Soziologen und die Politikwis-

senschaftler und, zu allem Überfluss, vielleicht sogar die Philosophen.

Wollen wir uns also darüber beklagen, dass derart weit mehr als die Hälfte aller akademischen Fächer „als Ganzes“ mit diversen Natur- und Technikwissenschaften konkurrieren? Gewiss nicht, denn erstens konkurrieren sie gar nicht miteinander – jedenfalls nicht in der Sache. Zweitens macht Gemeinschaft bekanntlich stark. Und drittens ist ja nicht ausgeschlossen, dass es demnächst auch einmal ein Jahr zum Beispiel der Philosophie oder der Geschichtswissenschaft geben wird – immerhin ist für 2008 bereits das Jahr der Mathematik angekündigt; und wenn die Mathematik keine Geisteswissenschaft ist, welche Wissenschaft wäre es dann überhaupt!

Wir wollen also keineswegs beleidigt sein ob der vordergründig vielleicht stiefmütterlich anmutenden Behandlung. Denn eigentlich haben wir vielmehr Grund, uns zu freuen und dankbar zu sein. Darüber etwa, dass wir bestimmte Formen der Zuwendung nicht über Gebühr ertragen müssen. Denn was mag wohl der tiefere Sinn und das Ziel einer solchen Auszeichnung sein, die da einer bestimmten Wissenschaftsgruppe mit einem ganzen Jahr öffentlicher Wertschätzung zuteil wird? Doch eben dieses: öffentliche Wertschätzung zu fördern! Anerkennung zu wecken für das, was die Geisteswissenschaften an Vermittlungs-, Gestaltungs- und Erinnerungsleistungen für die Gesellschaft erbringen.

Solches Ansinnen ist, zumal in wohlgesetzten, bedeutungsschwangeren Worten formuliert, gewiss lobenswert. Nur fragt es sich, wie weit es der geisteswissenschaftlichen *Forschung* zuträglich ist. Wie weit hilft es dieser Forschung, ihre Relevanz zu plakatieren – wenn eben dieses Plakatieren vor allem dazu beiträgt, jene Ressourcen zu erschöpfen, die wesentlich sind für die Arbeit selbst: Forschungsmühe und Forschungszeit! Man hat nicht den Eindruck, dass das Jahr der Geisteswissenschaften ebendiese Ressourcen schonst oder gar vergrößert. Dass geisteswissenschaftliche Forschungsarbeit selbst bei dieser Initiative ohnehin nicht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht, sondern irgendwie mysteriöser Hintergrund dessen bleibt, was „hinten herauskommt“, zeigt zum Beispiel eine kleine Beobachtung am Rande. Die Inszenierung der Geisteswissenschaften scheint ihrerseits auf seriöse geisteswissenschaftliche Forschung nur wenig Rücksicht zu nehmen, wenn etwa auch heute noch auf webpages und Pressemitteilungen des BMBF allerorten ein bereits vor 40 Jahren korrigierter Irrtum über die Herkunft des Begriffs kolportiert wird: dieser habe sich aus der deutschen Übersetzung des englischen „moral sciences“ entwickelt. 1849 – so lautete einst tatsächlich eine Legende – wurde John St. Mills „A System of Logic“ teilweise ins Deutsche übersetzt und angeblich habe der Übersetzer, Jacob Schiel, die Vokabel „moral sciences“ dabei kurzerhand mit „Geisteswissenschaften“ übersetzt. Mit dieser Übersetzung soll dann

der Begriff erstmals im Deutschen einschlägig geworden sein. Doch wir wissen längst, dass es sich nicht so verhält. Erstens hatte Schiel die Vokabel „moral sciences“ tatsächlich mit „moralische Wissenschaften“ übersetzt; erst in der 2. deutschen Auflage von 1862/63 wurden daraus die „Geisteswissenschaften“. Dass dies aber geschehen konnte, liegt zweitens daran, dass der Terminus „Geisteswissenschaften“ als Problemtitel schon viel früher aufgekommen war und in den 60er-Jahren dann fast für selbstverständlich genommen werden durfte – und zwar durchaus schon als Oppositionsbildung zu „Naturwissenschaften“. Sicher liefert diese Beobachtung nur ein winziges Indiz, aber eines, das nachdenklich stimmt – was wird aus der Wissenschaft, wenn sie in die Hände von Propagandisten gerät, die deren wesentliche Postulate missachten: ihre notwendige Selbstreferentialität, also ihr Bemühen um seriöse Klärung ihrer eigenen Herkunft und ihres Selbstverständnisses. (Denn dass Geisteswissenschaften zum Beispiel selbst keineswegs „moralische“ Instanzen sind, wie jene Legende manch unbedarftem Leser insinuieren könnte, ist ja zu wissen nicht unwichtig.) Aber natürlich profitieren die Geisteswissenschaften auch von der gegenwärtigen Kampagne. So scheinen Fördergelder etwas leichter zu fließen, als sonst. Und sie kommen nicht nur vom BMBF, sondern auch von diversen Stiftungen oder der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Das ist schön. Aber natürlich ist ein Pferdefuß dabei. Denn besagte Gelder fließen vor allem dort, wo strukturelle Vorgaben der Forschungsorganisation erfüllt werden. Diese sind zumeist recht klug ausgedacht und in jedem Fall gut gemeint. Es geht etwa um die Verbreite-

rung der Doktorandenausbildung in Graduiertenkollegs und Graduiertenschulen. (Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: der Autor dieser Zeilen ist kein Gegner besagter Entwicklung, sondern Mitglied gleich in beiden Würzburger Graduiertenschulen, der lebenswissenschaftlichen ebenso wie der geisteswissenschaftlichen.) Mit der Verbreiterung und Verschulung der Promotionsbasis soll dann aber zugleich eine zeitliche Straffung des Promotionsstudiums gewährleistet werden! Spätestens hier ist dann Interdisziplinarität angesagt, denn es empfiehlt sich dringend, die Kollegen aus der Mathematik um Hilfe zu bitten, um uns über mögliche Verfahren zur Quadratur des Kreises Auskunft zu geben. Doch lassen wir uns vielleicht noch ein wenig Zeit, Erfahrungen mit all diesen Dingen zu sammeln.

Allein – gerade die haben wir leider nicht! Zeit ist nämlich die knappste Ressource, nicht nur für die geisteswissenschaftliche Forschung. Und dafür, dass sie fehlt, sind nicht zuletzt jene verantwortlich, die derzeit so engagiert für die Bedeutsamkeit der Wissenschaften werben. Jene, die eben diese Wissenschaften in sogenannte „Exzellenzinitiativen“ stürzen und zeitgleich zweifelhafteste Studiengangsreformen erzwingen; Reformen, in denen gerade auf Unterschiede zwischen den Disziplinen der Geistes- und Naturwissenschaften gar keine Rücksicht mehr genommen wird, weil eben stets nur wichtig ist – ich wiederhole mich – was „hinten herauskommt“ an Berufsrelevanz, Marktfähigkeit und vermeintlicher „Europakompatibilität“.

Wertschätzung universitärer Forschung und Lehre jedoch sieht anders aus! Wer als Geisteswissenschaftler seit nunmehr einigen Jahren dank diverser hochschulpolitischer Forderungen aus allen möglichen Richtungen einen Großteil seiner Arbeitszeit mit der Organisation und Neuorganisation von Forschungs- und Lehrbedingungen verbringt, dem ist schwer verständlich zu machen, warum er nun auch noch Kraft in eine Art der Selbstdarstellung stecken soll, die nicht nur irreführend ist, wenn sie in einem „bunten und vielfältigen Jahr“ (BMBF) offenbar in erster Linie zur Unterhaltung der Allgemeinheit beitragen soll, sondern die überdies überflüssig ist, da sie an den Hochschulen in einer anderen Form und unter diversen Titeln in öffentlichen Vor-



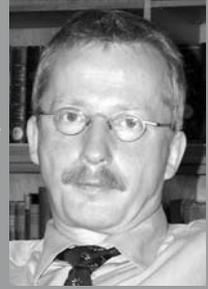
tragsreihen aus verschiedensten Fakultäten längst mit Erfolg praktiziert wird. Über den Sinn mancher Formen einer Öffnung der Universitäten nach Außen, also für ein nicht-akademisches, teilweise nicht einmal erwachsenes Publikum, kann man vielleicht streiten – dass sie jedoch in diversen Initiativen stattfindet und durchweg auch von jener besagten Öffentlichkeit angenommen wird, ist nicht zu bezweifeln. Jene Bürger und Bürgerinnen, die diese Einrichtungen nutzen, und es sind ihrer nicht wenige, muss man von der Relevanz der Geisteswissenschaften nun gewiss nicht eigens überzeugen. Für solches Engagement freilich gibt es kein Geld aus Berlin (aus München meines Wissens allerdings auch nicht). Was ohnehin stattfindet, ist politisch offenbar nicht mehr markant genug, um zur Selbstdarstellung (wessen eigentlich?) zu taugen. Neues muss her, was immer es koste. Doch eben darum würde ein Betroffener gerne bitten: Neues ist recht schön, wenn es denn zur Verbesserung des Alten beiträgt; ein „Jahr der Geisteswissenschaften“ wäre recht schön, wenn es denn eben jenen Geisteswis-

senschaften (und Geisteswissenschaftlern) hülfe, ihre Arbeit zu tun. Es geht dabei sicherlich auch um finanzielle Unterstützung hier und da. Aber das ist nicht alles. Es geht vor allem um Entlastung – Entlastung von unsinnigen Aufgaben, etwa der Vereinheitlichung von Studienstrukturen ohne Rücksicht auf das so unterschiedliche Selbstverständnis der betroffenen Fächer und Fachgruppen. Es geht um Entlastung von den Konsequenzen einer zunehmenden Ökonomisierung der Hochschulen (einschließlich des damit verbundenen zusätzlichen Verwaltungsaufwands). Und es geht schließlich um die Entlastung akademischer Bildungsstrukturen insgesamt von vorwiegend ganz anders motivierten, etwa (föderalismus-)politischen Hypothesen.

Aber das sind nun Wünsche, deren Erfüllung vermutlich ins Reich der Phantasie gehört, und die deshalb das zarte Gemüt eines Philosophen viel zu sehr in Anspruch nehmen, als dass er sie zu vertiefen sich leisten könnte – denn auch solche Phantasien lenken leider von der Arbeit ab. Weshalb es jetzt Zeit ist, diese Polemik zu beenden.

Zur Person

Prof. Dr. Karl-Heinz Lembeck (51) ist Inhaber des Lehrstuhls für theoretische Philosophie an der Uni Würzburg.



Zu seinen Schwerpunkten in Forschung und Lehre gehören die einschlägigen Disziplinen der Theoretischen Philosophie: Erkenntnistheorie, Wissenschaftsphilosophie sowie der Philosophie des Geistes und der Geisteswissenschaften. Daneben verfolgt er auch kultur- und geschichtsphilosophische, hermeneutische und anthropologische, insbesondere kultur-anthropologische Fragestellungen. In der jüngeren Zeit liegt ein Forschungsschwerpunkt auf dem Verhältnis von Epistemologie und Kognitionswissenschaften.

Durch Lesen sich selbst und die Welt verstehen?

Warum Germanistik als Studienfach so beliebt ist

Durchschnittlich 800 Studienanfänger pro Jahr, insgesamt zurzeit 2.700 Studierende der Germanistik an der Uni Würzburg: Das bedeutet in der Regel volle Hörsäle, überbelegte Seminare, Korrekturberge bei den Referenten. Was aber macht den Reiz gerade dieses Faches aus? Professor Wolfgang Riedel kennt die Situation seit Jahren aus eigener Erfahrung. Er ist Inhaber des Lehrstuhls für neuere deutsche Literaturgeschichte II sowie Dekan der Philosophischen Fakultät II.

Selbst kam Wolfgang Riedel auf Umwegen zur Germanistik. Eigentlich stand zunächst Psychologie im Vordergrund seiner Interessen. Doch das Zweifach Deutsche Philologie rückte schon bald in den Mittelpunkt seines Studiums. Was aus Neugierde und Freude an der Literatur begann, entwickelte sich schließlich zur Profession. Neben der Germanistik standen außerdem Philosophie sowie Kunstgeschichte und Geschichte auf seinem Studienplan. Nach dem Staatsexamen in Deutsch und Geschichte folgten Promotion und Habilitation.

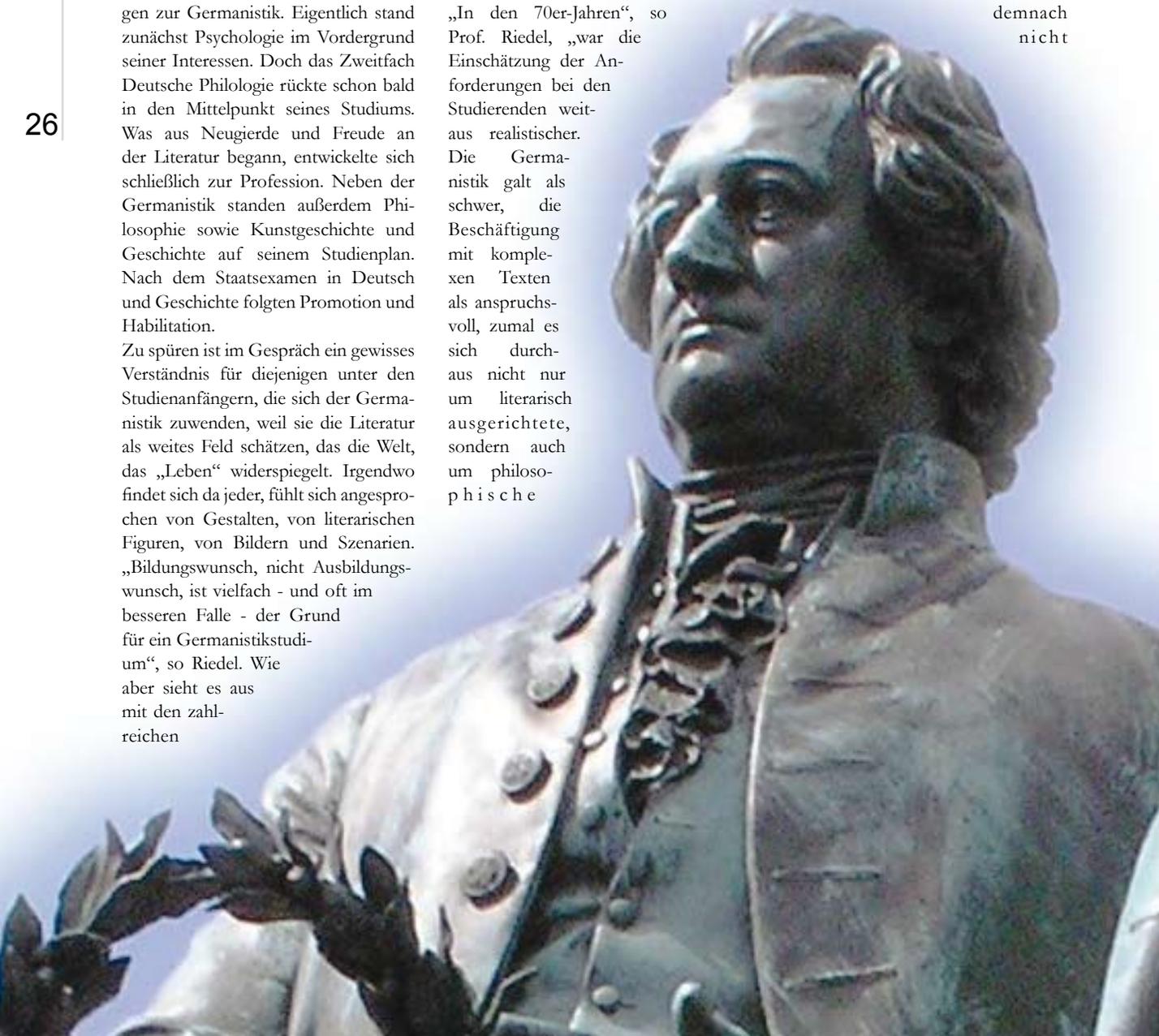
Zu spüren ist im Gespräch ein gewisses Verständnis für diejenigen unter den Studienanfängern, die sich der Germanistik zuwenden, weil sie die Literatur als weites Feld schätzen, das die Welt, das „Leben“ widerspiegelt. Irgendwo findet sich da jeder, fühlt sich angesprochen von Gestalten, von literarischen Figuren, von Bildern und Szenarien. „Bildungswunsch, nicht Ausbildungswunsch, ist vielfach - und oft im besseren Falle - der Grund für ein Germanistikstudium“, so Riedel. Wie aber sieht es aus mit den zahlreichen

anderen Studentinnen und Studenten, die sich alljährlich in die Germanistik stürzen? „Leider ist es häufig aber auch die Hoffnung auf ein bequemes Studium, die Unbedarfte ins Deutschstudium bringt“. Die Beschäftigung mit der Muttersprache gilt als wenig riskant, hier fühlt sich jeder bereits genügend vorbereitet. Das Risiko, im Studium zu versagen, scheint gering. Man muss keine Fremdsprache lernen, keine höhere Mathematik beherrschen und auch nicht, wie in der Medizin, Blut sehen können.

„In den 70er-Jahren“, so Prof. Riedel, „war die Einschätzung der Anforderungen bei den Studierenden weit aus realistischer. Die Germanistik galt als schwer, die Beschäftigung mit komplexen Texten als anspruchsvoll, zumal es sich durch aus nicht nur um literarisch ausgerichtete, sondern auch um philosophische

Schriften handelt. Das heißt: wer sich mit Schiller befasst, wird über kurz oder lang auch dem Werk von Immanuel Kant begegnen, ein Verständnis von Thomas Mann ist nicht zu denken ohne die Philosophie Friedrich Nietzsches. Entschlossen sich damals eher Abiturienten mit gutem Notendurchschnitt für das Germanistikstudium, scheuen sich heute auch Anwärter mit eher schlechten Deutschnoten nicht vor einem Einstieg. Der Illusion eines

leichtzugänglichen
Faches fallen
demnach
nicht



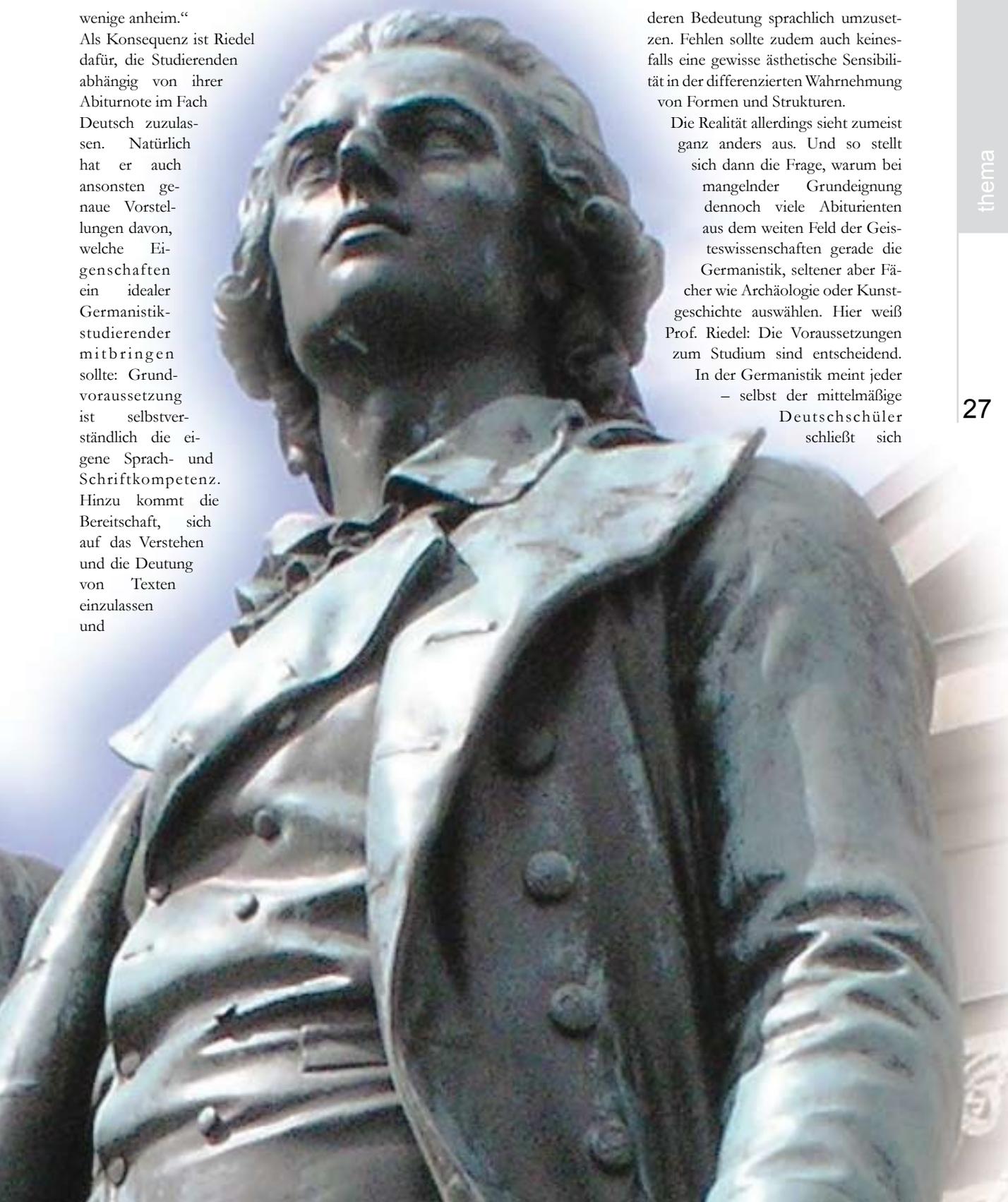
wenige anheim.“

Als Konsequenz ist Riedel dafür, die Studierenden abhängig von ihrer Abiturnote im Fach Deutsch zuzulassen. Natürlich hat er auch ansonsten genaue Vorstellungen davon, welche Eigenschaften ein idealer Germanistikstudierender mitbringen sollte: Grundvoraussetzung ist selbstverständlich die eigene Sprach- und Schriftkompetenz. Hinzu kommt die Bereitschaft, sich auf das Verstehen und die Deutung von Texten einzulassen und

deren Bedeutung sprachlich umzusetzen. Fehlen sollte zudem auch keinesfalls eine gewisse ästhetische Sensibilität in der differenzierten Wahrnehmung von Formen und Strukturen.

Die Realität allerdings sieht zumeist ganz anders aus. Und so stellt sich dann die Frage, warum bei mangelnder Grundeignung dennoch viele Abiturienten aus dem weiten Feld der Geisteswissenschaften gerade die Germanistik, seltener aber Fächer wie Archäologie oder Kunstgeschichte auswählen. Hier weiß Prof. Riedel: Die Voraussetzungen zum Studium sind entscheidend.

In der Germanistik meint jeder – selbst der mittelmäßige Deutschschüler – schließt sich



hier nicht aus - bereits ausreichend Bescheid zu wissen. Das Fach Deutsch ist jedem bekannt, die Schule hat zumindest einen gewissen Zugang geschaffen. Außerdem wird gerade in diesem Fach „alles diskutiert und thematisiert“. Nicht der „lernende Absorbierer von Wissen“ ist hier gefragt, sondern die Persönlichkeit des Schülers bzw. Studierenden selbst. „Deutsch ist das Bildungsfach schlechthin an der Schule. Und fast jeder kann sich sagen: Das Fach hat mit mir zu tun!“ Viele von denen, die wirklich gerne lesen, möchten sich dann später über den Status des Laien hinaus entwickeln und gewissermaßen zum „Experten“ werden.

Aber – nicht jeder Anhänger von Friedrich Schiller liest mit vergleichbarer Begeisterung auch die Dramen Gerhard Hauptmanns oder Lyrik von Gottfried Benn. Doch gerade dieser unvoreingenommene Umgang mit literarischem Schaffen jeder Art gehört zum weiten Betätigungsraum

des Literaturwissenschaftlers: jedes Sujet zu kennen, jede Epoche zu durchwandern. Und dies unterscheidet ihn auch vom Hobbyleser, der nach Lust und Laune auswählt. Hier Wissenschaft und geschmacksneutrale Profession, da pure Lesefreude und zweckfreier Dilettantismus.

Die Aufgabe des Germanisten ist neben historischer Zuordnung, dem Einbetten der Dichtungen in geschichtliche Rahmen, in politische Umfelder, in Parallelen aus Philosophie und Ideenwelten, auch das kritische Analysieren und Sezieren von „Kunst“. Eine Tätigkeit übrigens, die dem von dieser Kunst berührten Laien nicht selten unverständlich bleiben mag, ihm vorkommt wie ein unerlaubtes Einmischen ins Werk. Doch ist dieses Vorge-

hen unabdingbar für ein grundlegendes Textverständnis, für das Aufschlüsseln von Hintergründen und das Erkennen ganzer Problemfelder. Eine Leistung, die dann in ihrer Konsequenz auch dem Dichter und seinem Werk zugute kommt.

Ein unerwartet hoher Lernaufwand

Mit der älteren deutschen Philologie



Prof. Wolfgang Riedel, Inhaber des Lehrstuhls für neuere deutsche Literaturgeschichte II und Dekan der Philosophischen Fakultät II. (Foto Gabriele Geibig-Wagner)

und der deutschen Sprachwissenschaft stehen dem angehenden Germanisten zudem ein oft unerwartet hoher Zeit- und Lernaufwand bevor. Beschäftigt er sich in letzterem Bereich mit den grammatikalischen Feinheiten der Sprache – bis hin zur lautschriftlichen Umsetzung –, mit Wort-, Satz- und Textanalysen sowie der Sprachgeschichte, so fordert ihm die Mediävistik bereits im Grundstudium gewissermaßen das Erlernen einer Fremdsprache, nämlich des Mittelhochdeutschen, und die Einarbeitung in noch ältere Sprachstufen des Deutschen – etwa Althochdeutsch – ab.

Entscheidet sich der lektürebegeisterte Germanistikstudierende für die neuere deutsche Literaturgeschichte als Schwerpunkt, so hat er sich einzu-

stellen auf umfangreiche Lektürelisten. Nicht selten füllt die Beschäftigung mit den für das nächste Seminar vorausgesetzten Werken den Zeitraum zwischen zwei Semestern aus. Selbst die größte Leseratte wird dann feststellen müssen, dass vor allem auch das Studium von Romanen, die zu lesen in Auftrag gegeben wurden, häufig aber dem eigenen Geschmack nicht entsprechen, eine

zeitraubende und anstrengende Mühe sein kann. Denn für einen begeisterten Leser klassischer Literatur, der sich nun gleichermaßen mit den literarischen Erzeugnissen aus sämtlichen Epochen zu befassen hat, bedeutet dies in der Regel nicht nur Vergnügen – mag er auch auf diese Weise hin und wieder Schriften und Schriftsteller erst entdecken und zu schätzen lernen, mit denen er sich aus freien Stücken nie auseinandergesetzt hätte. Der angehende Pädagoge sieht sich außerdem noch mit der Didaktik der deutschen Sprache und Literatur konfrontiert.

Wie aber sieht es nach dem Grundstudium, der Zwischenprüfung aus? Der Schwund ist hoch, Studienabbrüche stehen auf der Tagesordnung. Aus der Menge der Anfänger gehen nur verhältnismäßig wenig Abschlusskandidaten hervor: der Studierendenmasse stehen etwa 150 Abschlüsse jährlich gegenüber. Eine Tatsache, die sich nicht auf die Qualität der Lehre zurückführen lässt, sondern ein Ergebnis ist, das wiederum aus dem Missverständnis bezüglich des gewählten Faches erwächst und, damit verbunden, auf falschen Vorstellungen beruht.

Parkstudium Germanistik

Entweder die Germanistik wird als „Parkstudium“ betrachtet von Abiturienten, die noch nicht so recht wissen,

was sie eigentlich machen wollen, oder es geht um eine persönliche Orientierungsphase: Nach ein bis zwei Jahren weiß man über den eigenen Berufswunsch dann eher Bescheid und wendet sich dem eigentlichen, berufsorientierten Studium zu. Nicht unbedingt eine zeitliche Fehlinvestition für den einzelnen, aber für die Gesamtheit eine äußerst problematische Tatsache, die zu überfüllten Einführungsseminaren und Vorlesungen führt sowie die Ausbildung in den ersten Semestern sehr belastet. Vorauszusehen ist allerdings, dass sich diesen Weg nach Einführung der Studiengebühren zukünftig nur noch wenige leisten können und wollen.

Viele Studierende - wenige Examierte

So gibt es eben sehr viele Germanistikstudierende, aber nur verhältnismäßig wenige examinierte Germanisten. In der Regel steht am Ende des Studiums das Lehramt, die Sicherheit des Beamtentums. Aus diesem Grund kommt es auch zu dem überdurchschnittlich hohen Frauenanteil in der Germanistik. Nicht wenige der Studentinnen planen einen Einstieg ins Lehramt, vor allem in die Grundschule. Allerdings sind an den Gymnasien inzwischen auch mehr als die Hälfte der angehenden Deutschlehrer Frauen. Hier gilt wie auch in anderen Schulfächern: Familie und Beruf sind recht gut vereinbar. Vergessen wird dabei aber häufig, dass gerade beim Deutschunterricht am Gymnasium die anfallenden Korrekturarbeiten sehr zeitaufwändig sind. Der weitere Arbeitsmarkt für Germanisten ist nicht einfach zu beurteilen. Der Sektor für hochqualifizierte Literaturwissenschaftler ist sehr schmal – etwa Universität, Fachverlag, Feuilleton. Die meisten Magister finden in fachverwandten Berufen, etwa regionale Presse, Medien, Werbung, Kultur- und Bildungseinrichtungen, ihr Betätigungsfeld. Viele kommen aber auch in ausgesprochen fachfremden Branchen unter. In der Arbeitslosigkeit oder als der sprichwörtliche Taxifahrer enden in der Realität aber nur sehr wenige. Dennoch ist vor diesem Hintergrund der Bachelor eigentlich eine Katastrophe, meint Prof. Riedel. Er produziert nur ein Heer „schmalspurig ausgebil-

deter Geisteswissenschaftler, die am Arbeitsmarkt verramscht werden“. Mit dem Bachelor erreicht man seiner Meinung nach eigentlich nur, dass „Abbrecher“ künstlich und mit großem Aufwand in „Abschließer“ verwandelt werden. Den Leuten selbst, so Riedel, sei damit aber nur schlecht gedient. „Gerade dann, wenn die Germanistik interessant wird, die Themen vertieft werden, ist für die BA-Kandidaten das Studium zu Ende.“

Der Mann ohne Eigenschaften stößt auf Zurückhaltung

Schließlich darf nicht vergessen werden, dass die Germanistik auch ein historisches Fach ist. Der Studierende braucht hier ein „vitales Interesse an Dingen, die vorbei sind. Und dieses Interesse entsteht – wenn überhaupt – häufig erst in der zweiten Hälfte des Studiums. Ein Reifeprozess muss durchlaufen werden. Viele Studierende erreichen erst in der zweiten Studienhälfte ihr eigentliches Potenzial und machen dann enorme Lernfortschritte. Das wird durch den BA gekappt. Erst im Hauptseminar reift der Geisteswissenschaftler. Von einem ernstzunehmenden Germanistikstudium wird man daher in Zukunft nur ab der Masterphase sprechen können.“ Schon jetzt ist das Hauptseminar im geisteswissenschaftlichen Studium die Kernveranstaltung. Um in der neueren deutschen Literatur in eine

solche Veranstaltung zu kommen, müssen die Interessenten zunächst eine Hürde schaffen: es wird vor der Zulassung geprüft, ob die Studierenden auch ihre „Hausaufgabe“ erledigt, also die vorgegebene Lektüre gelesen haben. Denn ein solches Seminar ist nur dann sinnvoll, wenn alle Teilnehmer den gleichen Kenntnisstand als Grundlage aufweisen können. Dies führt natürlich auch dazu, dass das Interesse je nach Thematik sehr verschieden ausfallen kann. Geht's um Kafka oder Thomas Mann, sind die Voranmeldungen extrem hoch, bei Musils „Mann ohne Eigenschaften“ trifft man eher auf Zurückhaltung. Ins Schwärmen kommt Riedel, wenn er von seinen Oberseminaren erzählt. Sie sind interdisziplinär ausgerichtet und finden in einem Kreis von etwa 15 Personen statt. Von Themen wie etwa „Literatur und Religion“ fühlen sich jetzt die wirklich Interessierten angesprochen. Lebhaftige Diskussionen und ein intensiver Feedback sind an der Tagesordnung. Nicht nur, dass sich in diesem Stadium, in den höheren Semestern und „Ebenen“, die Spreu vom Weizen trennt, in diesem Kreis macht die Arbeit auch wirklich Spaß, fundierter Gedankenaustausch wird möglich. „Hier ist die Welt der Germanistik in Ordnung“.

Dr. Gabriele Geibig-Wagner

Gut gerankt

Sehr gut schneiden die Germanisten der Uni Würzburg in der 2007er-Ausgabe des Rankings vom Centrum für Hochschulentwicklung (CHE) ab. Sie finden sich mit den Kriterien „Promotionen pro Professor“ (ein Hinweis auf die Intensität, mit der Nachwuchswissenschaftler ausgebildet werden) und „Bibliotheksausstattung“ in der Spitzengruppe der untersuchten Hochschulen. In Sachen „Studiensituation insgesamt“, „Betreuung“

und „Forschungsreputation“ belegen sie Plätze im Mittelfeld. Das CHE nimmt für sein Ranking über 250 Universitäten und Fachhochschulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz unter die Lupe. Herausragende Plätze belegen darin neben den Germanisten auch die Würzburger Psychologen, Biologen, Chemiker, Geographen, Informatiker, Juristen, Mathematiker, Mediziner, Physiker und Zahnmediziner.

WARUM

thema

30

GERMANISTIK?

Eva, 22 Jahre, Lehramt Realschule,



Deutsch / Geschichte, 8. Semester:

„Das Studium der Germanistik begeistert mich besonders deshalb so, weil ich einen gesicherten Grundstock für mein späteres Betätigungsfeld, die Realschule, in Bezug auf Literaturkanon und Grammatik erhalte. Besonders in der didaktischen Abteilung der Germanistik ist es möglich, verschiedene Handlungsfelder für den späteren Lehrerberuf kennen zu lernen und zu festigen.“

„Ich habe mich für das Germanistikstudium entschieden, weil dieses Fach die besten Grundlagen bildet, um sich mit Methodik, also den Grundlagen für wissenschaftliches Arbeiten, dem eigenen kulturellen Hintergrund und natürlich der Sprache selbst in allen Facetten, die sie bietet, auseinanderzusetzen. Nicht umsonst ist Deutsch im Lehrplan für Gymnasien als Kernfach ausgewiesen und soll eben neben der Sprache auch kulturelles Grundwissen und Kompetenzen für Alltag und Beruf vermitteln. Dieser Lehrauftrag und die Möglichkeiten in der Germanistik flexibel, facettenreich und weitgehend unabhängig arbeiten zu können, haben mich meine Studienfachwahl nie bereuen lassen.“

Christian, 28 Jahre, Lehramt Gymnasium, Deutsch/Geschichte, 8. Semester:

„Für mich ist die deutsche Sprache ein Teil meines Lebens. Somit war und ist das Studium der Germanistik für mich unerlässlich. Hier kommt man sehr nahe an das Leben der Menschen heran. In welcher Lage sie sich auch immer befinden, hier wird man fündig. Auch die geschichtliche Entwicklung unserer Gesellschaft auf all ihren Ebenen findet in diesem Fach ihren Platz. Aber nicht nur das leistet die Germanistik, sie zeigt auch umgangssprachliche Phänomene wie den Dialekt auf, der sich schon von der einen zur nächsten Ortschaft ganz verschieden ausdrücken kann. Also, was gibt es Interessanteres als die Germanistik?“



Mirjam, 23 Jahre, Lehramt Gymnasium, Deutsch/Geschichte, 10. Semester:



„Ich habe mich für das Germanistikstudium entschieden, weil dieses Fach die besten Grundlagen bildet, um sich mit Methodik, also den Grundlagen für wissenschaftliches Arbeiten, dem eigenen kulturellen Hintergrund und natürlich der Sprache selbst in allen Facetten, die sie bietet, auseinanderzusetzen. Nicht umsonst ist Deutsch im Lehrplan für Gymnasien als Kernfach ausgewiesen und soll eben neben der Sprache auch kulturelles Grundwissen und Kompetenzen für Alltag und Beruf vermitteln. Dieser Lehrauftrag und die Möglichkeiten in der Germanistik flexibel, facettenreich und weitgehend unabhängig arbeiten zu können, haben mich meine Studienfachwahl nie bereuen lassen.“

„Ich habe mich für Deutsch entschieden, weil ich es herausfordernd finde, Schülern die deutsche Sprache näher zu bringen. Ich habe mir zum Ziel gesetzt, den Gymnasiasten dieses Fach mit seinen verschiedenen Facetten interessant und didaktisch gut aufbereitet zu vermitteln. Außerdem studiere ich Geschichte. Ich finde, dass sich diese beiden Fächer gut miteinander verbinden lassen, um fächerübergreifenden Unterricht gestalten zu können.“

Stephanie, 21 Jahre, Lehramt Gymnasium, Deutsch/Geschichte, 6. Semester:

„Ich studiere Deutsch, weil ich die deutsche Sprache an sich sehr interessant und facettenreich finde. Das Spiel mit den Worten ist für mich eine Art zu malen. Die Germanistik bietet und fordert ein breites Spektrum an Wissen und gewährt einem Einblicke, die man sonst als

Sonja, 22 Jahre, Lehramt Gymnasium, Deutsch/Erdkunde/Spanisch, 4. Semester:

„Ich studiere Deutsch, weil ich die deutsche Sprache an sich sehr interessant und facettenreich finde. Das Spiel mit den Worten ist für mich eine Art zu malen. Die Germanistik bietet und fordert ein breites Spektrum an Wissen und gewährt einem Einblicke, die man sonst als



„Otto-Normal-Verbraucher“ nicht erlangen würde.“



Eine ganze Reihe nennenswerter Germanisten hat das Institut für deutsche Philologie der Universität Würzburg im Verlauf seiner inzwischen rund 135 Jahre zählenden Geschichte beherbergt.

Ob in der Mediävistik, der Neueren deutschen Literaturgeschichte oder der Linguistik: Es gab in Würzburg Lehrstuhlinhaber, deren exzellenter Ruf auch heute noch weit über die Grenzen der Universität hinausreicht, ja, die sich einreihen können in die Liste der Philologen, die Wissenschaftsgeschichte geschrieben haben.

Drei von ihnen gilt hier jeweils ein Schlaglicht: Matthias von Lexer, Kurt Ruh und Hans-Jürgen Schings. Richtungweisend haben sie sich in ihrem Fach verdient gemacht, gleichermaßen als Forscher, akademische Lehrer sowie als Verfasser und Herausgeber bedeutender Schriften und Werkreihen.

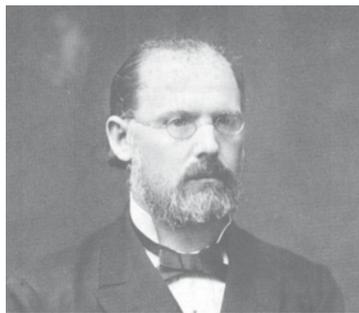
Matthias von Lexer

Herausragender Lexikologe und Gründer des Instituts für deutsche Philologie / Von Horst Brunner

Jeder Studierende der Germanistik erfährt meist schon im ersten Semester, dass für das Studium das „Mittelhochdeutsche Taschenwörterbuch“ von Matthias Lexer, der „Kleine Lexer“, unentbehrlich und deshalb anzuschaffen ist. Welche Person sich hinter dem Namen des Autors verbirgt, bleibt den meisten unbekannt, nur wenigen Benutzern des Buches wird nach und nach klar, dass Lexer noch weitere unverzichtbare germanistische Grundlagenwerke geschaffen hat. Kaum ein Studierender der Germanistik in Würzburg dürfte zudem wissen, dass er der Gründer des Instituts für deutsche Philologie war.

Matthias Lexer wurde 1830 als Müllersohn in Kärnten geboren. Er studierte in Graz und Berlin. Auf Anregung seines Grazer Lehrers Karl Weinhold begann er schon als Student mit der Sammlung des Dialektwortschatzes und der volkskundlichen Überlieferung Kärntens. Sein „Kärntisches Wörterbuch“, mit dem er 1860 von der Universität Erlangen promoviert worden war, erschien 1862 – damit wurde er zum Begründer der Dialektgeographie Kärntens. 1860/63 ließ Lexer sich in Nürnberg nieder, wo er im Auftrag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften an der Edition wichtiger mittelalterlicher Quellen zur Stadtgeschichte mitarbeitete. Bereits 1863 wurde er auf eine Professur der Universität Freiburg i. Br. berufen, 1868 folgte er dem Ruf auf das Ordinariat der Uni-

versität Würzburg. Er blieb Würzburg bis 1891 treu, amtierte zweimal als Dekan der Philosophischen Fakultät, zweimal als Rektor; 1873 gründete er das Seminar (heute: Institut) für deutsche Philologie – die erste Einrichtung dieser Art im Königreich Bayern, eine der frühesten im Reich. Auf Drängen des Ministeriums folgte er zum Wintersemester 1891/92 einem Ruf an die Universität München. Lexer verstarb im 62. Lebensjahr am 16. April 1892 in



Nürnberg.

Die wissenschaftliche Bedeutung Lexers beruht auf lexikalischen Werken. In nur zehn Jahren, zwischen 1868 und 1878, erarbeitete und veröffentlichte er sein bis heute unüberholtes dreibändiges „Mittelhochdeutsches Handwörterbuch“, aus dem das 1879 erstmals erschienene, seither immer wieder aufgelegte „Mittelhochdeutsche Taschenwörterbuch“ erwuchs – es wird heute meist wieder in der Originalgestalt benutzt, zwischenzeitliche Bearbeitungen brachten keinen wirklichen Fortschritt.

Anschließend beteiligte Lexer sich an der Fortführung des von den Brüdern Grimm begründeten großen „Deutschen Wörterbuchs“, das bis heute – mittlerweile wird ein Teil der zwischen 1854 und 1960 erschienenen Bände des Werkes erneuert – ein zentrales Projekt der Germanistik geblieben ist. Lexer bearbeitete insgesamt 15 Lieferungen, den vollständigen Band 7 (erschienen 1881/89; 2386 engbedruckte Spalten) und Teile von Band 11 (der letzte Artikel, den er schrieb, war „Todestag“). 1882/86 edierte Lexer, der 1885 mit dem persönlichen Adel geehrt worden war, die „Bayerische Chronik“ (1533) des Aventin – auch dies ein bleibendes Verdienst.

Matthias Lexer, mit dem die Geschichte der Germanistik an der Universität Würzburg beginnt, gehört zu den herausragenden Lexikologen des 19. Jahrhunderts. Die Solidität seiner Arbeiten ist unübertroffen. Nicht zuletzt bewundernswert ist, wie er ein riesiges Arbeitspensum ohne Drittmittel, ohne Assistenten und Hilfskräfte zu erledigen wusste, ohne sich innerhalb der Universität in den elfenbeinernen Turm zurückzuziehen. Aus Anlass der 100. Wiederkehr seines Todestages würdigte die Universität Würzburg Lexer 1992 mit einem wissenschaftlichen Symposium.

O. Prof. i. R. Dr. Horst Brunner war bis 2006 Inhaber des Lehrstuhls für deutsche Philologie Literatur: Internationales Germanistenlexikon 1800 - 1950, Bd. 2, Berlin 2003

Hans-Jürgen Schings

Inhaber des Lehrstuhls für neuere deutsche Literatur II von 1974 bis 1981 / Von Wolfgang Riedel

Der Lehrstuhl II war nach seiner Einrichtung 1963 durchweg mit renommierten Literaturwissenschaftlern besetzt: Beda Allemann, Ernst Rotermond, Hans-Jürgen Schings, Günter Hess, Peter-André Alt. Hans-Jürgen Schings (Jahrgang 1937) sei herausgegriffen, weil er unter den Genannten als Forscher den wohl nachhaltigsten Einfluss ausübte. Auf drei Gebieten macht sich, seit nunmehr vier Jahrzehnten, dieser



Einfluss geltend: in der Barock-, der Aufklärungs- und der Goethezeitforschung. Ausgebildet in Köln, hatte Hans-Jürgen Schings nach einer Mainzer Assistentur Ordinariate in Würzburg, Heidelberg (1981-1986) und an der FU Berlin (bis 2005) inne. Mit seiner Kölner Dissertation über *Die patristische und stoische Tradition bei Andreas Gryphius* (publ. 1966) setzte er innerhalb der gerade aufblühenden Barockforschung

Maßstäbe für eine ideengeschichtliche fundierte Arbeit an literarischen Texten. Hier war historische Interdisziplinarität mit einem Verständnis von Philologie als Traditionsforschung verbunden, das den Anspruch nicht scheute, den Gesamttraum der europäischen Überlieferung aus den Quellen zu überblicken. Die Mainzer Habilitationsschrift *Melancholie und Aufklärung* (publ. 1977) machte im Fach Epoche. Mit zuvor nicht gekannter Gelehrsamkeit wurde hier ein neues Bild der deutschen Aufklärung entworfen. Es stützte sich nicht mehr allein auf die bekannten Namen der Literatur und Philosophie von Lessing bis Kant, sondern zeigte

in intensiver Quellenforschung, wie sehr das Denken der Aufklärung durch die neuen, empirischen Wissenschaften vom Menschen (Medizin und Physiologie, „Anthropologie“, „Erfahrungsseelenkunde“) bestimmt worden war. Für das heute in der neugermanistischen Forschung fest etablierte Paradigma „Literatur und Wissen“ (meint: die Interaktionen von Literatur-, Wissenschafts- und Ideengeschichte) war dieses Buch eine Pionierschrift. In der Würzburger Zeit legte Schings den Grund für seine bekanntesten Goethe- und Schillerstudien. Er edierte den *Wilhelm Meister* neu und las ihn als *Nicht-Bildungsroman* völlig gegen den Strich (1988), untersuchte am bislang differenziertesten Goethes Spinoza-Rezeption und zuletzt vor allem den *Faust*. Die Zunft der Schillerforscher verblüffte er 1996 mit dem Buch *Die Brüder des Marquis Posa*, das aus bis dato unbekanntem Quellen osteuropäischer Archive rekonstruierte, wie sehr Schiller im Jahrzehnt vor der Französischen Revolution mit dem Geheimbund der Illuminaten (Intellektuelle, Professoren und politische Führungskräfte, die über eine Art „langen Marsch durch die Institutionen“ eine Revolution von oben erzwingen wollten) in Kontakt und in Auseinandersetzung stand. Dass bei diesen Leistungen der Erfolg als Hochschullehrer nicht ausblieb, nimmt nicht wunder. Neun seiner Schüler hatten und haben neugermanistische Professuren und Lehrstühle inne. Auf seiner einstigen Würzburger *cathedra* tritt mit dem Verfasser dieses bereits der zweite Schings-Schüler, nach Peter-André Alt, seine Nachfolge an.

(Literatur: *Prägnanter Moment. Festschrift H.-J. Schings. Würzburg 2002*)

Kurt Ruh

Ein großer Philologe des 20. Jahrhunderts

Sein Name ist untrennbar verbunden mit der Würzburger Germanistik, er selbst ein Teil ihrer Geschichte. Über viele Jahre hinweg hat Prof. Dr. Kurt Ruh als Forscher und akademischer Lehrer prägend in Forschung und Lehre gewirkt. Durch sein wissenschaftliches Engagement und seine herausragende Leistung auch als Wissenschaftsorganisator hat er Würzburg zu einem „Zentrum der Mittelalterforschung“ werden lassen.

Kurt Adolf Ruh wurde am 5. Mai 1914 in Neuhausen am Rheinfall geboren. Nach der Reifeprüfung 1933 in Schaffhausen studierte er Germanistik, Geschichte und Philosophie sowie italienische Sprache und Literatur an der Universität Zürich. Dort legte er im Februar 1939 das Philosophische Dokorexamen ab, im Juli des gleichen Jahres die Diplomprüfung für das Höhere Lehramt. Zunächst war er im schweizerischen Schiers als Deutschlehrer tätig. Nach seiner Habilitation 1954 an der Universität Basel und zusätzlicher Tätigkeit als Privatdozent übernahm er 1958 die kommissa-

rische Vertretung des Lehrstuhls für Deutsche Philologie an der Universität München. Im August 1959 erhielt er den Ruf an die Universität Würzburg. Dort blieb er bis zu seiner Emeritierung im September 1980. Rufe nach Innsbruck, Kiel und Bern lehnte er ab. Neben seinem erfolgreichen Wirken in Forschung und Lehre setzte sich Ruh auch in der aka-



1986 überreichte Dr. Hans Maier, damaliger Bayerischer Staatsminister für Unterricht und Kultus, Kurt Ruh das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse.

demischen Selbstverwaltung ein, unter anderem als Dekan und Senator der Philosophischen Fakultät. Kurt Ruh verstarb am 8. Dezember 2002.

Schwerpunkte seiner Forschung waren die europäische, insbesondere die deutsche Dichtung des Mittelalters sowie die geistliche Literatur, vor allem die Schriften der Mystik. Die internationale Mittelalterforschung hatte in Ruh einen ihrer profiliertesten Vertreter. Wegweisend sind unter anderem die zweibändige Darstellung „Höfische Epik des deutschen Mittelalters“ sowie seine zahlreichen Einzelstudien und Texteditionen. Thema seines Alterswerkes ist die Geschichte der abendländischen Mystik. Es ist das große Verdienst Kurt Ruhs, den großen Bogen mystischer Literatur von der Spätantike bis in das niederländische 16. Jahrhundert stofflich und gedanklich durchdrungen und erschlossen zu haben. Dabei geht es nicht um Mystik als religiöse Erfahrung, sondern um die Literaturgeschichte mystischer Texte im Mittelalter. Die zwischen 1990 und 1999 erschienenen vier Bände der Mystikgeschichte wurden begleitet von zahlreichen kleineren und größeren Aufsätzen.

Die Reihe der Veröffentlichungen Ruhs ist lang: fünf Monographien, davon je eine zwei- und vierbändig, sechs Editionen in Buchform, eine davon in zwei Bänden, eine Reihe von Sammelbänden, bei denen er als Herausgeber tätig war, rund 120 Aufsätze und Miscellen, 50 Rezensionen und eine ungezählte Reihe von Lexikonartikeln. Bis 1992 war er federführender Hauptausgeber der zweiten Auflage des Standardwerks „Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon“. Zudem zeichnete er bis 1985 als Herausgeber der „Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur“ verantwortlich.

Für sein wissenschaftliches Engagement und seine herausragenden Leistungen bekam Prof. Ruh zahlreiche Ehrungen und Anerkennungen im In- und Ausland: Er war Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Ehrenmitglied der Königlich Akademie in Gent, Träger des Bundesverdienstkreuzes und des Brüder-Grimm-Preises der Universität Marburg sowie theologischer Ehrendoktor der Universitäten Uppsala und Tübingen.

Dr. Gabriele Geibig-Wagner

Literatur: Zum Gedenken an Kurt Ruh. Berlin 2004

Das Germanistik-Studium und Ich

Ein Bericht von Fabian Kupper (25)

Germanistik wollte ich seit der zehnten Klasse studieren, doch als mein Studium begann, brach mein Leseifer erst mal zusammen. Leistungsansprüche waren nur unscharf formuliert, wurden kaum abgeprüft, und in den Massen von Mitstudenten ergab sich kein sichtbares Leistungsspektrum, in dem ich mich hätte platzieren können. Man durfte plötzlich alles, aber eigentlich musste man nichts. Die neu gewonnene Freiheit in der neuen Stadt lebte ich deshalb nur selten an der Uni aus. Erst mit der Wende zum Ehrgeiz lernete ich ab dem vierten Jahr im dozentenorientierten Studium autodidaktisch das meiste der Inhalte und Denkweisen, die mir jetzt zur Verfügung stehen. Ich glaube jetzt, dass das System, das ich durchlaufen habe, damals auf einen Studierendentypus zugeschnitten wurde, den es heute längst nicht mehr gibt.

Studierendenfreundlich wäre eine stärkere Verschulung des Grundstudiums, das heißt semesterbezogene Leselisten mit Tutorien und Lektüretests, Prüfungen zu Epochenvorlesungen, Einführung in die Literaturtheorie, Übungen, Methodenseminare – und das alles verpflichtend. Die Gestaltung der elementaren Lehre sollte ansatzweise dem Geschmack der Dozenten entzogen werden. Im Hauptstudium müsste ein Studierender dann seine Spezialisierung benennen können und, hier ganz nach amerikanischem Vorbild, häufiger Essays schreiben müssen. Rhetorik, Textsortenproduktion und Präsentation – ein Germanist sollte mit diesen Grundkompetenzen ausgestattet werden.

Was ich hauptsächlich gelernt habe: historische Textanalyse, Linguistik und eine geisteswissenschaftliche Optik. Das meint kulturgeschichtliches Denken, ein reflektiertes Medienverständnis und einen starken Eindruck von der fortdauernden Wirkung unserer historischen Traditionen.

Aber selbst im Optimalfall muss der

Germanist eine Voraussetzung erfüllen: echtes Fachinteresse. Germanistik kann nicht durch Skriptlernen bewältigt werden. Man muss viel lesen, darüber sprechen und schreiben, um mit Fleiß und Zähigkeit das Reflektionsniveau allmählich auf ein geisteswissenschaftliches Level zu heben. Das lohnt sich persönlich sehr, weshalb ich mein Lieblingsfach sofort noch einmal studieren würde.



Fabian Kupper

Sudel, Pfudel, Strotze

Dialektforscher machen kontinuierlich Öffentlichkeitsarbeit

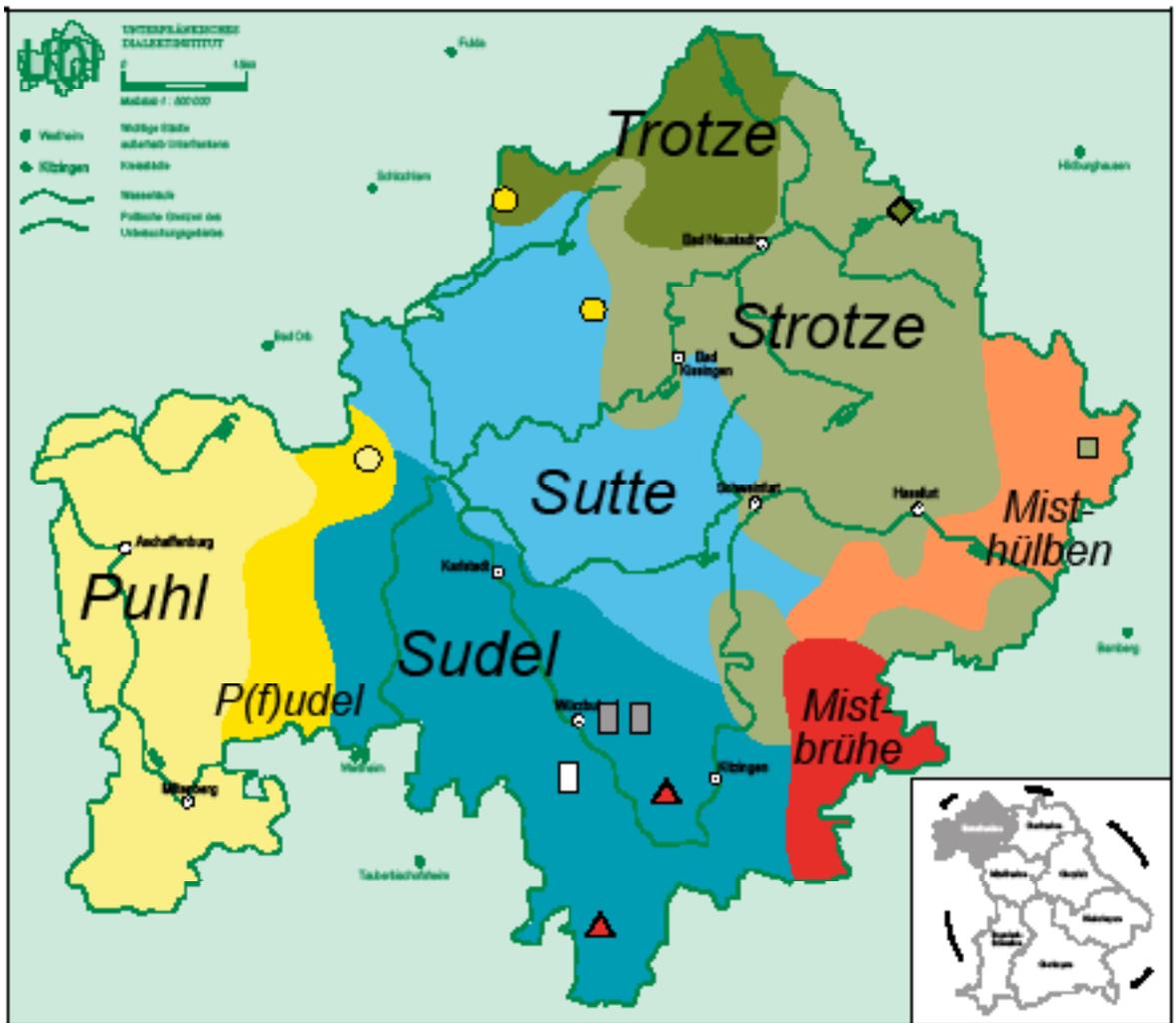
Die Sprache, das ABC der Menschheit. Unter diesem Motto hat das Bundesforschungsministerium 2007 zum „Jahr der Geisteswissenschaften“ ausgerufen. Die Initiative zielt auch darauf ab, den Dialog der Wissenschaft mit der Gesellschaft voranzubringen. Um Sprache soll es also gehen – für die Dialektforscher der Uni Würzburg wäre das doch eine prima Gelegenheit, der Öffentlichkeit in geballter Form ihre Aktivitäten zu präsentieren. Das tun sie aber nicht. Und sie haben gute Gründe dafür.

„Solche Themenjahre sind doch völlig

sinnlose Aktionen. Jetzt schnell was zu machen und dann wieder in einen Dämmer Schlaf zu versinken, bringt gar nichts.“ Deutliche Worte von Norbert Richard Wolf, dem Inhaber des Lehrstuhls für deutsche Sprachwissenschaft an der Uni Würzburg. Womöglich ist der Professor einfach nur zu bequem, um schnell mal eine tolle Aktion auf die Beine zu stellen? Wer das vermutet, liegt falsch.

Schon seit 1989 widmen sich Wolf und seine Arbeitsgruppe den Dialekten, vor allem den unterfränkischen. Von Anfang an haben sie dabei die Öffent-

lichkeit gesucht und ihre Forschung in schöner Regelmäßigkeit aus der Universität hinaus getragen – sei es in Form von Pressekonferenzen, Lehrerfortbildungen, Schülertagen, Vorträgen oder anderen Aktivitäten. Immer wieder sind ihnen dabei neue Dinge eingefallen, die bei den Medien und in der Bevölkerung großen Widerhall erzeugten. Und immer haben sie es verstanden, Geldgeber für ihre Sache zu begeistern. Kurzum: Die Würzburger Dialekt-Experten machen seit jeher eine hervorragende Öffentlichkeitsarbeit. Auf ein „Jahr der Geisteswissenschaften“ sind



Die Unterfranken kennen viele Ausdrücke für Jauche.

Karte aus dem Kleinen Unterfränkischen Sprachatlas

sie darum nicht wirklich angewiesen. Wie diese Erfolgsgeschichte anfang? Am Beginn stand ein Geldtopf im bayerischen Wissenschaftsministerium, der zur Förderung der Geisteswissenschaften gedacht war. Professor Wolf wurde dort mit seiner Idee vorstellig, einen Atlas der unterfränkischen Dialekte zu erarbeiten. Sein Antrag kam durch, das Ministerium finanzierte ihm für zwei Jahre eine halbe Wissenschaftlerstelle zur Vorbereitung des Projekts. Sabine Krämer-Neubert, heute noch bei Wolf tätig, erarbeitete in dieser Zeit unter anderem ein Fragebuch, mit dem die Wissenschaftler später in 182 Dörfern der Region ausschwärzten und ältere Einwohner über ihre Mundart befragten. Das ging etwa so: „Wie nennen Sie ein trächtiges Schwein?“, „Wie sagen Sie zu einem kleinen Rad?“ oder „Wie heißt bei Ihnen der flüssige Dünger?“ Auf die letzte Frage antworteten die Dialektsprecher unter anderem mit „Sudel“, „Pfundel“ oder „Strotze“. Alle Gespräche wurden übrigens auf Tonband aufgezeichnet.

KUSs mit 50 Karten

Der Kleine Unterfränkische Sprachatlas (KUSs) zeigt auf 50 Karten Eigenarten der unterfränkischen Dialekte in Lautung, Formenbildung und Wortschatz. Auf der Grundlage des sechsbändigen Sprachatlas von Unterfranken wurden die interessantesten Erscheinungen der Mundarten in Unterfranken ausgewählt. Kommentare ergänzen die Karten; sie beschreiben das Kartenbild und setzen es mit den Sprach- und Naturräumen in Beziehung. Dazu kommen zahlreiche dialektale Originalbelege, die dokumentieren, wie tatsächlich gesprochen wird und wie vielfältig die Mundarten in Unterfranken sind.

Kleiner Unterfränkischer Sprachatlas (KUSs), Almut König, Monika Fritz-Scheuplein, Claudia Blidschun, Norbert Richard Wolf, Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2007, 28 Euro, ISBN 978-3-8253-5326-1.



Beim jüngsten Schülertag der Mundart-Forscher ging es darum, den unterfränkischen Dialekt in Werbeplakate einfließen zu lassen. Das Würzburger Wirsberg-Gymnasium warb für sich selbst und machte damit den ersten Preis. Vor dem Siegerplakat stehen (von rechts) Sabine Krämer-Neubert, Monika Fritz-Scheuplein und Norbert Richard Wolf.

(Foto Robert Emmerich)

Der „Sprachatlas von Unterfranken“ war ein Teilprojekt des Forschungsverbands „Bayerischer Sprachatlas“, der den Dialekt in allen Regierungsbezirken Bayerns erfasst und dokumentiert hat. Er setzt sich aus sechs regionalen Projekten zusammen (Bayerisch-Schwaben, Nordostbayern, Mittelfranken, Unterfranken, Niederbayern und Oberbayern); seine Erstellung wurde vier Jahre lang an der Uni Würzburg koordiniert. Aus dem Atlas entstand dann, unter Würzburger Regie, die „Bayerische Dialektdatenbank“ Bay-Dat, in der alle Sprachatlasprojekte des Freistaates zusammengeführt sind.

„Das Staatsministerium und die Deutsche Forschungsgemeinschaft haben uns bei diesem Vorhaben mit mehreren Millionen Euro unterstützt“, sagt Wolf. Letzten Endes war es also Geld der Steuerzahler, das in diese Arbeit geflossen ist. Daraus leiten die Sprachforscher für sich die Verpflichtung ab, ihr Tun in der Öffentlichkeit bekannt zu machen, Rechenschaft abzulegen über die Verwendung der Steuermillionen. Aber sie suchen die Öffentlichkeit noch aus einem anderen Grund. Denn im Laufe ihrer Arbeit haben sie gemerkt, dass sich die Bevölkerung enorm für ihre Forschung interessiert: „Der Dialekt ist für die Leute ein Identifizie-

rungsmerkmal. Die sehen sich unsere Sprachkarten an und sagen dann: ‚Ja, genau so reden wir!‘“, erzählt Wolf.

Lebendige Dialekte verändern sich

Viele finden die Arbeit der Sprachwissenschaftler auch darum gut, weil sie befürchten, dass die Dialekte irgendwann aussterben könnten. Zumindest für Unterfranken lässt Wolf diese Angst nicht gelten: „Unserer Erfahrung nach sind die Mundarten hier sehr lebendig.“ Zu dieser Lebendigkeit gehöre aber auch, dass die Dialekte sich verändern. So haben die Forscher zum Beispiel im Steigerwald festgestellt, dass manche Laute, die oft nur für ein einziges Dorf typisch waren, verschwinden. Dadurch nähern sich verschiedene Dialekte einander an, werden großräumiger. Für Städte aber gelten andere Regeln, dort ist die Sprache standardnäher als auf dem Land. „In München zum Beispiel gibt es den alten Stadtdialekt nicht mehr, weil sich die Sprache durch die vielen Zuzüge aus anderen Regionen mittlerweile vereinheitlicht hat.“

Als der Bayerische Sprachatlas vollendet war, fragten sich die Wissenschaftler, wie es nun weitergehen könne. „Wir hatten viel Wissen gesammelt, vor allem aber hatten wir in Sachen

Dialektforschung hoch qualifiziertes Personal herangezogen“, betont Wolf. In einem Gespräch mit dem Heimatpfleger des Bezirks Unterfranken ergab sich schließlich eine Perspektive: Der Bezirk fördert heimatbezogene Projekte, und so wurde 2003 die Idee für das Unterfränkische Dialektinstitut, kurz UDI genannt, geboren. Der Bezirk fördert diese Einrichtung seitdem mit rund 80.000 Euro im Jahr. Von dem Geld werden hauptsächlich zwei Halbtagsstellen für Wissenschaftler finanziert.

Im UDI sind geisteswissenschaftliche Forschung und Beratung der Öffentlichkeit vereint. Die Mitarbeiter Monika Fritz-Scheuplein, Sabine Krämer-Neubert, Ralf Zimmermann, Almut König (momentan in Elternzeit) und ihre studentischen Hilfskräfte Katharina Preuß und Johannes Dorsch bereiten die Daten aus dem Unterfränkischen Sprachatlas weiter auf und machen sie der Öffentlichkeit zugänglich. Ihr neuestes Werk: Der Kleine Unterfränkische Sprachatlas (siehe Textkasten). Sie tragen außerdem Mundarttexte zusammen und geben Auskunft in Dialektfragen. Solche Anfragen von Bürgern beantworten sie rund 350 Mal im Jahr.

Oft landen auch Anfragen aus Schulen bei den Mundart-Spezialisten: Immer

Am Apfel-Äquator

Was die Dialekte betrifft, sei Unterfranken sicherlich der interessanteste Regierungsbezirk in Bayern, so Professor Wolf. Durch den Spessart verläuft eine der wichtigsten Mundartgrenzen des deutschen Sprachraums, die Grenze zwischen dem Oberdeutschen und dem Mitteldeutschen. Östlich dieser Grenze sprechen die Menschen Ostfränkisch und nennen den Apfel Apfel. Westlich davon wird Rheinfränkisch-Hessisch geredet, dort heißt der Apfel Appel. Diese Mundartgrenze wird darum auch „Appel-Apfel-Äquator“ genannt.

mehr Lehrer äußerten den Wunsch, die UDI-Mitarbeiter sollten in die Schulen kommen und dort Unterrichtseinheiten zum Thema Dialekt mitgestalten. „Dieses enorme Interesse konnten wir gar nicht befriedigen“, so Monika Fritz-Scheuplein. Warum also nicht den Schulklassen einen Dialekt-Tag an der Uni anbieten? Das war auch ganz im Sinne des Bezirks Unterfranken.

Die Resonanz bei den Gymnasien und Realschulen war riesig. 2005 kamen 500 Teilnehmer zu den zwei UDI-Schüler-

tagen, ein Jahr später schon 750 und in diesem Jahr waren es gar 900 junge Unterfranken, die sich mit dem spannenden Thema „Dialekt in der Werbung“ auseinandersetzten. Unter den Schülern waren diesmal auch einige Debütanten: die „Fränkis“. Das sind Schulklassen, die beim neuesten Projekt des UDI mitmachen: Es heißt „Fränki – Schüler in Unterfranken erforschen ihren Dialekt“ und wird von der Robert-Bosch-Stiftung (Stuttgart) mit 70.000 Euro unterstützt. Die „Fränkis“ sind derzeit in ihren Heimatorten mit Forschungsaufträgen unterwegs. Was dabei herauskommt, werden sie am 18. Juli auf ihrem eigenen Schülerkongress an der Uni präsentieren.

„Wenn die Schüler ans UDI kommen, sollen sie einen Tag lang die Uni in echt erleben“, sagt Sabine Krämer-Neubert. Sie bekommen also Studientausch und gehen zum Mittagessen in die Mensa. Dadurch haben sie von Anfang an eine besondere Beziehung zur Uni – „und offenbar auch das Bedürfnis, uns das später zu sagen“, freut sich die Wissenschaftlerin. Es passiere inzwischen nämlich öfter, dass Erstsemester einfach so zu ihr kommen und sagen: „Ich kenne Sie übrigens schon, weil ich mal bei Ihnen auf dem Schülertag war!“

Robert Emmerich

Promotion mit Mehrwert

Das Signal ist eindeutig: Mit Geld aus ihrem Eigenvermögen unterstützt die Universität den Aufbau einer Graduiertenschule für die Geisteswissenschaften. Damit bekennt sie sich klar zu dieser großen Fächergruppe.

Als Hochschule mit langer Tradition verfügt die Uni Würzburg über ein breites Fächerspektrum, angefangen von den „klassischen Disziplinen“ Theologie, Jura, Philosophie und Medizin bis hin zu modernen Studiengängen wie Technologie der Funktionswerkstoffe oder Modern China, um nur einige zu nennen.

In den vergangenen Jahren haben sich vor allem Mediziner und Naturwissenschaftler stark profiliert. Sie waren es, die mit finanzieller Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft fächerübergreifend zahlreiche Sonder-

forschungsbereiche und Graduiertenkollegs einrichteten, während die Geisteswissenschaftler hier nur vereinzelt punkten konnten. Aus deren Reihen war zudem oft die Klage zu hören, die Universität vernachlässige die Geisteswissenschaften.

Die Exzellenz-Initiative sorgt für zusätzlichen Drive

Für einen Ruck sorgte dann die Exzellenz-Initiative des Bundes und der Länder: Alle Fakultäten arbeiteten im Jahr 2006 gemeinsam mit der Hochschulleitung an einem Zukunftskonzept für die

Universität. Heraus kam ein Vier-Säulen-Modell, dem zufolge die tragenden Pfeiler der Julius-Maximilians-Universität künftig so aussehen: Lebenswissenschaften, Naturwissenschaften und Technik, Recht und Wirtschaft – und eben Geisteswissenschaften.

Bei der Vorbereitung der Anträge für die Exzellenz-Initiative formierten sich gut zwei Dutzend Professoren aus verschiedenen geisteswissenschaftlichen Fächern. Gemeinsam tüftelten sie an einem Modell für eine Doktorschmiede. Anders aber als ihre Kollegen aus den Lebenswissenschaften konnten

sie nicht gegen die harte Konkurrenz bestehen – die Gutachter hielten die interdisziplinäre Vernetzung in den Würzburger Geisteswissenschaften für noch nicht ausreichend.

Doch klein beigeben wollten die Geisteswissenschaftler deswegen nicht. Unter Berücksichtigung der Hinweise aus der Begutachtung in der Exzellenz-Initiative arbeiteten sie weiter daran, auch die Geisteswissenschaften unter dem Dach der 2003 gegründeten Internationalen Würzburger Graduiertenschule zu etablieren. Inzwischen ist die Initiative auf 43 Mitglieder gewachsen – fast die Hälfte der Professoren aus den Geisteswissenschaften macht also mit. Kommissarischer Direktor der „Graduate School of Humanities“, wie die Schule der besseren internationalen Verständlichkeit wegen auch genannt wird, ist der Theologe Bernhard Heinger.

Eine umfassende Ausbildung unter einem Dach

Das Geld aus dem Körperschaftsvermögen der Universität soll dazu beitragen, die strukturierte Doktorandenausbildung in den Geisteswissenschaften anzuschieben. In den kommenden drei Jahren stehen den Managern der Schule Mittel für zehn Doktorandenstipendien zur Verfügung, die international ausgeschrieben werden. Die Graduiertenschule hat sich das Ziel gesetzt, möglichst schon zum kommenden Wintersemester die ersten Studierenden einschreiben zu können.

Schule für Doktoranden

Das Wort „Graduierte“ ist den meisten Menschen unbekannt, in akademischen Kreisen aber absolut geläufig. Damit sind Personen gemeint, die einen Hochschulabschluss besitzen, einen „Gradus“ – etwa den Magister, das Diplom oder den Dokortitel. Der Begriff „Graduiertenschule“ hat sich im deutschen Sprachraum für eine Institution eingebürgert, in der nach einem strukturierten Plan Doktoranden ausgebildet werden, junge Wissenschaftler also, die den Dokortitel anstreben.



Die Manager der Graduiertenschule für die Geisteswissenschaften: Bernhard Heinger (links) und Thomas Schmid im Innenhof des Ungebäudes in der Domerschulstraße 13, wo die Geschäftsstelle der Schule angesiedelt ist. (Foto Robert Emmerich)

Für den klassischen Einzelforscher ist das Geld nicht gedacht – schließlich ist es ein typisches Merkmal von Graduiertenschulen, dass sie interdisziplinär arbeiten und dass in ihren Klassen kooperiert wird. In den Würzburger Geisteswissenschaften gibt es bislang drei Klassen: Altertum, Geschichte und Religion – Literatur, Künste und Philosophie – Erziehung. Die Schule steht weiteren Klassen offen, sofern diese über mindestens acht bis zehn Professoren und die gleiche Anzahl Doktoranden sowie über ein schlüssiges wissenschaftliches Konzept verfügen.

In ihren Klassen bekommen die Doktoranden eine strukturierte fachliche Ausbildung. Hinzu gesellen sich interdisziplinäre Angebote wie Methodenworkshops oder Sprachvertiefung. Für alle Klassen schließlich organisiert die Geschäftsstelle Angebote, die der Vermittlung allgemeiner Schlüsselqualifikationen dienen – dazu gehören zum Beispiel Gesprächsführung oder Präsentationstechniken. Die Idee ist also, den Promovenden eine umfassende Ausbildung unter einem Dach zu bieten.

Neben der Doktorandenausbildung mit diesem „Mehrwert“ hat sich die

Graduiertenschule auch das mittel- bis langfristige Ziel gesteckt, verstärkt Forschungsk Kooperationen zwischen den geisteswissenschaftlichen Bereichen zu schaffen. Letzten Endes soll das den Boden für Anträge bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft oder anderen Förderorganisationen bereiten, um auf diesem Weg neue Drittmittelprojekte wie Graduiertenkollegs oder Forschergruppen einzurichten.

Robert Emmerich

Kontakt & Info

Ansprechpartner für Fragen zur Graduiertenschule für die Geisteswissenschaften ist deren Geschäftsstelle in der Domerschulstraße 13. Der Geschäftsführer heißt Dr. Thomas Schmid, Telefon (0931) 31-2529, t.schmid@uni-wuerzburg.de

Infos unter www.graduateschools.uni-wuerzburg.de/humanities/home/



Handschriftenentziffern ist ihr Job (v.l.): Martin Petzolt, Waltraud Kozur und Karin Miethaner-Vent.

(Foto Gunnar Bartsch)

Die Handschriftenleser

Auch beinahe 1000 Jahre alte Texte können eine erstaunliche Aktualität besitzen

Regelmäßig im Sommer kommt mit der Ferienzeit in Deutschland eine alte Kulturtechnik wieder zur Geltung, die dank SMS, ICQ und E-Mail im Alltag immer mehr ins Hintertreffen geraten ist: Das Handschriftenentziffern. Jedes Mal, wenn der Briefträger neue Postkarten aus Rimini, Rio oder Rishikesh in den Kasten wirft, versammelt sich die Familie, und jedes Mitglied darf raten, welches Wort sich wohl hinter dem einen und dem anderen Gekrakel von Onkel Peter oder Tante Susanne verstecken könnte. Zugegeben: Der Vergleich hinkt ein wenig. Aber im Prinzip ist das nichts anderes als das, was die Mitarbeiter im DFG-Forschungsprojekt „Edition der Dekretsumme des Honorius und der Summa Lipsiensis“ schon seit vielen Jahren tun: Handschriften entziffern, mit anderen Handschriften vergleichen und in einen zeitlichen und formalen Kontext stellen. Nur dass in diesem Fall die Handschriften beinahe 1000 Jahre alt sind,

in Latein verfasst wurden, sich über weite Strecken einer kryptischen Kurzschrift bedienen und diffizile juristische Fachfragen behandeln – und nicht vom preiswerten Schnitzel und der schönen Sonne schwärmen.

Betrachtungen eines mittelalterlichen Rechtsexperten

„Wir arbeiten an der Edition von Basistexten des mittelalterlichen Kirchenrechts“, erklärt Dr. Waltraud Kozur die Arbeit der kleinen Forschungsgruppe. Wir: Das sind die Germanistin und Historikerin Kozur, die Romanistin und Latinistin Karin Miethaner-Vent und der Theologe und Philosoph Martin Petzolt. Zu dritt sitzen sie – wenn sie nicht gerade in Bibliotheken letzte Fragen zu klären suchen – in einem kleinen Raum in der Sander-Uni und entziffern handschriftlich verfasste Texte, die im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts entstanden sind. „Es handelt sich dabei um Rechtskommentare und Auslegungen

zu dem damals gültigen Kirchenrecht, die in der Regel von Klöstern bestellt und an sie ausgeliefert wurden“, erklärt Kozur. Angesiedelt ist das Projekt in der katholisch-theologischen Fakultät bei dem Kirchenrechtler Prof. Heribert Hallermann; es ist ein Kooperationsprojekt mit der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Auf drei Schriften konzentriert die Forschungsgruppe ihre Arbeit: Ein 289 Blatt starkes Werk, das in Leipzig gefunden wurde und das deshalb „Summa Lipsiensis“ genannt wird. „Summa“ steht in diesem Fall für eine Kommentarsammlung, also einen Text, der aktuell gültige Gesetze erläutert, interpretiert und bewertet. Und zwei weitere Arbeiten, die aus der Feder des Magister Honorius stammen und die zusammen weitere mehr als 300 Blatt umfassen: Die so genannte Dekretsumme „De iure canonico tractaturus“ und die Quaestionensumme „De questionibus decretalibus tractaturi“. Auch dies

umfangreiche Kommentarsammlungen zum Kirchenrecht seiner Zeit.

Über das Leben des Magister Honorius sind nur wenige Rahmendaten bekannt. Honorius stammte aus Kent und verbrachte sein Leben im anglo-normannischen Raum, dem Königreich England und Herzogtum Normandie, einem der damals führenden Macht-, Kultur- und Geisteszentren. Seine Lehrtätigkeit, die er wahrscheinlich in Oxford ausübte, fällt etwa in die Zeit von 1185 bis 1195. Danach wurde er Archidiakon von Richmont und auch von königlicher Seite anerkannt. König Johann schickt ihn 1205 als Gesandten nach Rom. Allerdings wird Honorius später ins Gefängnis geworfen, da er Schulden beim König hat und sie nicht begleicht. 1210 kommt er wieder frei, doch inzwischen hat ein Anderer das Amt des Archidiakons übernommen. Über das Ende des Kirchenrechtlers ist nichts bekannt. Geblieben sind neben seinen Kommentaren zum Kirchenrecht mindestens fünf päpstliche Entscheidungen, die er in Rom erwirkt hat.

Heiratsprobleme und Hühnerdiebstahl

Darf das Patenkind das Kind seines Paten heiraten? Bis zu welchem Grad sind Ehen unter Verwandten verboten? Ist Ehescheidung möglich? Die Fragen, mit denen sich Honorius beschäftigt hat, wirken erstaunlich aktuell, dafür, dass sie mehr als 800 Jahre alt sind. „Im Kirchenrecht werden tatsächlich heute vielfach noch die gleichen Fragen diskutiert wie damals“, sagt Martin Petzolt. Dabei hat sich der Experte aus dem Mittelalter nicht auf das Eherecht beschränkt. In seinen Betrachtungen geht es genauso um Angelegenheiten, die die Organisation der Kirche betreffen – Ist Ämterkauf zulässig? Handelt es sich um einen Fall von Kirchendiebstahl, wenn dem Pfarrer ein Huhn gestohlen wird? – wie auch um ganz alltagspraktische Angelegenheiten wie beispielsweise das Problem, ob es sich ei-

gentlich um Wucher handelt, wenn der Wein kurz vor Ostern im Preis steigt. Und natürlich kommentiert Honorius auch tiefeschürfende rechtsphilosophische Überlegungen zu Themen des Kirchenrechts wie allgemeine Grundrechte, das Naturrecht und vieles andere mehr.

„Bei Honorius spielt auch das römische Recht eine bedeutende Rolle“, erklärt Petzolt. Schließlich hätten sich zu seiner Zeit kirchliches und weltliches Recht vielfach miteinander verschränkt. Weshalb Petzolt der Meinung ist, dass damals die Grundlagen unseres

„Am Computer würde man wahnsinnig werden“

heutigen Rechtssystems geformt wurden, und dass Honorius' scharfsinnige Kommentare dabei ihre Rolle gespielt haben.

Ganz schön eng ist die Schrift, mit der die Pergamentseiten der drei Texte akkurat bedeckt sind. Bunte Illustrationen, wie man sie aus berühmten Prachthandschriften kennt, gibt es so gut wie keine – nur ab und zu mal eine ornamentale Initiale. Aber auch das lässt im Laufe der Zeit nach. Die Lücken, die der Schreiber dafür gelassen hat, sind zwar noch genauso vorhanden wie die Randnotiz für den speziellen „Initialenzeichner“, den „Rubrika-

tor“, der so heißt, weil er gewöhnlich rot schreibt oder ausmalt. Der hat seine Arbeit jedoch nicht mehr erledigt. „Wahrscheinlich ist das Geld ausgegangen“, vermutet Karin Miethaner-Vent. Dafür finden sich auf den Seiten umso mehr Flecken, Kleckse und Löcher – was die Editionsarbeit ziemlich erschweren kann.

„Wir schreiben die mittelalterlichen Handschriften Wort für Wort ab, vergleichen ihre verschiedenen Varianten, kontrollieren die Quellenangaben und drucken dann einen lesbaren, verständlichen Text in Latein“, erklärt Miethaner-Vent die Arbeit der Gruppe. Mehrere Meter Ordner füllen inzwischen die Regale mit diesen handschriftlichen Notizen. Moment mal: schon wieder Handschrift? „Ja, natürlich. Am Computer würde man wahnsinnig werden“, sagt Waltraud Kozur. Schließlich müssen sämtliche Varianten aus den unterschiedlichen Textversionen erst einmal fein säuberlich neben- und übereinander dargestellt werden. Zusätzlich tauchen in den Zeilen jede Menge Kürzel und Sonderzeichen auf, die eine PC-Tastatur gar nicht darstellen könnte. Und manchmal gibt es Abkürzungen, die je nach Ort und Schreibschule, Zeit und Fachdisziplin eine unterschiedliche Bedeutung haben, und die mit allen ihren Möglichkeiten ausführlich bedacht sein wollen. So kann ein kleines *a*, das über einem *p* steht, mal *persona* (Person), mal *pecunia* (Geld) und mal *peccata* (Sünde) heißen. „Da muss man dann schon genau überlegen, was in diesem Fall wohl gemeint sein könnte“, sagt Miethaner-Vent.

Gerade solche Kürzel machen den Leserinnen gerne Probleme; vor allem, wenn sie auf Seiten auftauchen, die nicht mehr im besten Zustand sind. Auf den Kopien, mit denen hier in Würzburg gearbeitet wird, lässt sich dann nämlich beim besten Willen nicht mehr erkennen, ob es sich bei dem Kringel nun um ein bedeutungstragendes Zeichen handelt oder doch nur um ein Wurmloch. „Deshalb müssen wir hin und wieder auch an die Orte reisen, wo die Originale

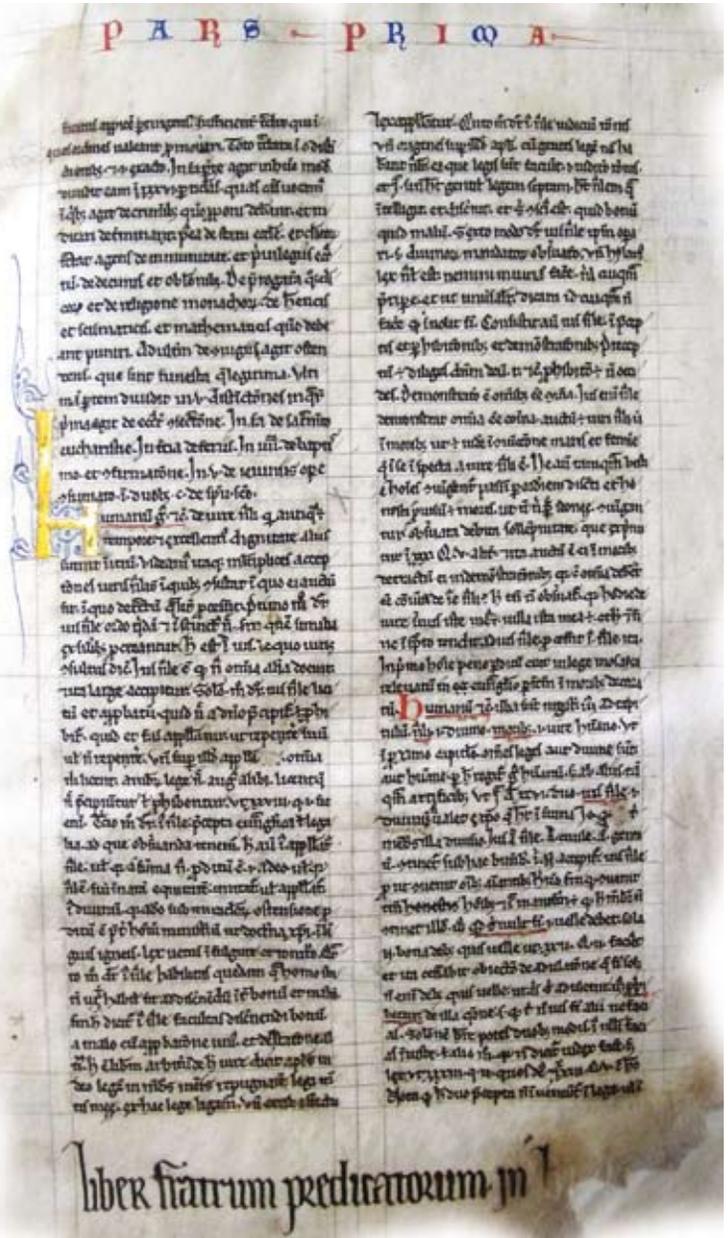
Eine kurze Geschichte des Rechts

Was Recht ist, und wer Recht erlassen darf, wird wohl seit Anbeginn der Menschheit immer wieder neu diskutiert und unterschiedlich beantwortet. Dabei reicht die Bandbreite von der Gleichsetzung mit herrschenden Moralvorstellungen über die Meinung, nur ein bestimmter Herrscher besitze die Autorität, Gesetze zu erlassen, bis zu unseren heute üblichen Rechtssystemen. Zwei Arten dieser Systeme werden im Allgemeinen unterschieden: Das abstrakt definierte Recht (das sogenannte kodifizierte Recht) und das Fallrecht. Das kodifizierte Recht hat sich im Wesentlichen aus dem römischen Recht entwickelt. Im Gegensatz dazu steht die Entwicklung der englischen Rechts-tradition des common law. Das Recht ist im Grundsatz nicht kodifiziert, sondern wird von der Rechtsprechung auf der Basis von bereits vorhandenen Entscheidungen weiterentwickelt.

liegen, und einen genauen Blick auf die entsprechende Seite werfen“, sagt Kozur. Dort lassen sich die schwarzen, unscharfen Schatten der Kopien als Wellen im Pergament erkennen, im Falz verschwundene Textfragmente durch vorsichtiges Aufblättern rekonstruieren oder mal eben nachträgliche Ergänzungen von Korrektoren anhand einer unterschiedlichen Tintenfarbe identifizieren. So viel Pingeligkeit ist nötig, denn eines gilt für diese Editionsarbeit auf jeden Fall: Irgendwelche Abweichungen vom Original darf es keinesfalls geben.

„Natürlich ist jeder Eingriff in solch einen Text schon eine Interpretation“, kritisiert Waltraud Kozur die eigene Arbeit. Damit die Edition nun aber nicht einmal ungewollt die Idee des Autors verfälscht, arbeitet das Forscherteam nach einer exakten Methode. Der textkritische Apparat listet fein säuberlich alle möglichen Varianten und Abweichungen innerhalb der Texte auf; im quellenkritischen Apparat wird überprüft, ob beispielsweise Zitate tatsächlich dem Original entsprechen. Dann müssen die Frauen schon mal jede Menge dicker und augenschädigend eng bedruckter Bücher wälzen – an erster Stelle das Dekret Gratians, die Bibel, aber auch päpstliche Dekretalen, Konzilsbeschlüsse oder andere zeitgenössische Kommentatoren. „Solche Stellen aufzudröseln kann ganz schön zeitaufwendig sein, weil viele der zitierten Texte ebenfalls noch nicht ediert sind“, sagt Miethaner-Vent.

Ist das nicht auf Dauer ziemlich langweilig: eine Handschrift entziffern, mit einer anderen vergleichen, das Ergebnis aufschreiben – und nicht einmal übersetzen? „Ganz im Gegenteil. Gerade



Eine Seite aus der „Summa Lipsiensis“

(Quelle: Universitätsbibliothek Leipzig, Handschrift 986, fol. 3r)

Kanonisches Recht

Kanonisches Recht ist ein anderer Begriff für kirchliches Recht. Er leitet sich ab vom griechischen „Kanon“, was so viel bedeutet wie „Hinweis“ oder „Regel“. Das kanonische Recht kann auf eine rund 2000-jährige Geschichte zurückblicken; seine Wurzeln reichen bis ins Altertum, wo es einerseits auf kirchlichen Konzilien entwickelt wurde, andererseits weltliche Autoritäten daran mitgearbeitet haben. Die Jahre von 1100 bis 1300 bezeichnet man als das klassische Zeitalter der Kanonistik. In dieser Zeit

entstanden zahlreiche Rechtssammlungen, die als Grundlage dienten für die zwischen 1120 und 1140 geschriebene „Concordantia discordantium canonum“, auch „Decretum Gratiani“ genannt, auf die sich auch der Magister Honorius bezieht. Zu dieser Zeit fingen auch erste Rechtsschulen damit an, das kanonische Recht zu lehren. Wechselwirkungen zwischen römischem und kanonischem Recht findet man heute noch im Prozessrecht; darüber hinaus im Wahlrecht und im Eherecht.

das Detektivische ist das Spannende daran“, findet Miethaner-Vent. Und übersetzt wird sowieso nicht. „Moderne Gesetze werden ja auch nicht einfach übersetzt“, sagt sie. Da müssten schon ganz neue erlassen werden, bevor sie vom einen Land ins andere wandern. Das heißt, man kann die Arbeit auch erledigen ohne großartige Lateinkenntnisse? Weit gefehlt: „Wir verstehen nicht nur, was wir lesen. Wir können sogar sagen: ‚Da müsste eigentlich noch etwas stehen‘“, sagt die Latinistin. Vor allem Karin Miethaner-Vent beherrscht das mittelalterliche Latein, das sich von einem Cicerotext in etwa so stark unterscheidet wie das Bundesgesetzblatt vom einem Grass-Roman, so gut, das sie sogar falsch verstandenes Griechisch identifiziert. Oder nach einigem Rätselraten feststellt: „Das ist gar kein Latein. Das ist ein altfranzösischer Vers“.

Aus den vielen Stößen handbeschriebenen Papiers wird natürlich am Ende doch eine Version, die Computer-kompatibel ist. Das ist der Job von Martin Petzolt. Als Pfarrer einer griechisch-orthodoxen Gemeinde kann er zwar auch immer dann mit seinem Expertenwissen weiterhelfen, wenn die Frauen sich nicht sicher sind, ob sie die kirchenrelevanten Probleme richtig verstanden haben: „Vieles von dem, was Honorius schildert, wird in unserer Kirche ja heute noch praktiziert“, sagt er. Aber in der Hauptsache kümmert sich Petzolt darum, eine druckfähige Vorlage für den Verlag zu erstellen, damit die Arbeit seiner Kolleginnen am Ende auch ihren Niederschlag in einem mehrbändigen Werk finden kann.

Magister Honorius hat einen Stil gepflegt, wie er auch heute noch in Vorlesungen zu finden ist. Auf die Vorstellung eines bestimmten juristischen Falles folgt die Frage: „Was soll das jetzt bedeuten?“ Dann folgen Erstens, Zweitens, Drittens, möglicherweise mit ein oder zwei Unterpunkten, und danach der Schluss, der möglicherweise lauten konnte: „Das war rechtswidrig.“ Zur Auflockerung streut der Gelehrte ab und zu ein „quid ergo“ – also ein „Was denn jetzt?“ ein, und selbst Ironie ist ihm nicht fremd. Zum Beispiel, wenn er konstatieren muss, dass nach Kirchenrecht keine Person gleichzeitig zwei geistliche Ämter innehaben darf, aber „in der Realität finden wir das

Das DFG-Forschungsprojekt

Kanonistische Texte stellen für manche Epochen des Mittelalters nahezu den Hauptbestandteil der schriftlichen Überlieferung dar. Vielfach liegen diese jedoch noch in keiner kritischen Edition vor. Dies zu ändern hatte sich das 1955 von Stephan Kuttner in Washington D.C. gegründete Institute of Medieval Canon Law vorgenommen. Heute hat das Institut seinen Sitz in München an der Ludwig-Maximilians-Universität. Gemeinsam mit der Würzburger Gruppe wird derzeit an der Edition von drei Hauptwerken der anglo-normannischen Schule gearbeitet:

der Summa Lipsiensis und zwei Werken des Magister Honorius – der Dekretsumme „De iure canonico tractatus“ und der Quaestionsumme „De Quaestionibus decretalibus tractatus“. Bei allen drei Texten handelt es sich um Kommentarsammlungen aus der Zeit des dritten Kreuzzugs. Zwei Bände sind bereits erschienen, der dritte folgt in Kürze. Am Ende wird die Edition vermutlich neun Bände mit insgesamt ca. 4500 Seiten umfassen; sie erscheint in der von der Vatikanischen Bibliothek herausgegebenen Reihe „Monumenta Iuris Canonici“.

häufig.“ Oder wenn er am Ende seiner gelehrten Ausführungen schreibt: „Das scheint der Papst nicht dagegen vorzugehen.“

„Manchmal fragen wir uns, ob er seine Beispiele wirklich ernst gemeint hat“, sagt Karin Miethaner-Vent. Zu abstrus scheinen die Fälle hin und wieder, als dass sie in diesem Rahmen tatsächlich Platz finden sollten. Dann drängt sich bei den drei Wissenschaftlern der Verdacht auf, dass hier eine uralte Site Ausdruck gefunden haben könnte, die noch heute gerne genutzt wird, um die Kollegen auf ihr Wissen zu testen: „Man baut dann einfach in den Text etwas völlig Abwegiges ein und wartet ab, wem es zuerst auffällt“, sagt Martin Petzolt. Und so tauchen in einem renommierten Lexikon der griechischen

Antike plötzlich Schilderungen eines Fußballspiels auf, und im Lexikon für medizinische Fachausdrücke darf die Steinlaus *Petrophaga lorioti* als ein zum Stamm der Fabelwesen gehörendes „Nagetier“ ihre Spuren hinterlassen. „Das müssen wir auch noch machen“, sind sich die Drei einig. Was genau, das verraten sie noch nicht. Aber sie haben ja auch noch ein wenig Zeit. Auf acht bis neun Bände ist die Edition ausgelegt; gerade ist der zweite Band erschienen und zum dritten fehlt nur noch das Vorwort. 2013 steht als Projektziel in den Anträgen an die DFG drin. Bis dahin bleibt an Honorius' Gedanken interessierten Lesern nichts anderes übrig als sich ebenfalls durch die Handschrift hindurch zu arbeiten.

Gunnar Bartsch

Gesang als Mittel gegen die Angst

Guido Fackler erforscht die Musik der Konzentrationslager



Auf drei CDs präsentiert Guido Fackler Musik von KZ-Häftlingen. (Foto G. Bartsch)

Von „Hörgenuss“ kann nicht die Rede sein. Und „Gefallen“ wird wohl auch niemand an der Musik finden. Bei Aufnahmen dieser Art sind die üblichen Begriffe fehl am Platz. Trotzdem wünscht man den CDs viele Käufer. „O bittre Zeit – Lagerlieder 1933 bis 1945“ heißt die Box; veröffentlicht hat sie das Dokumentations- und Informationszentrum (DIZ) Emslandlager in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Rundfunkarchiv und der Akademie der Künste Berlin. Und ein Wissenschaftler der Universität Würzburg war an der Konzeption und Realisation beteiligt: der Volkskundler Dr. Guido Fackler.

*Wohin auch das Auge blicket,
Moor und Heide nur ringsum.
Vogelsang uns nicht erquicket,
Eichen stehen kahl und krumm.
Wir sind die Moorsoldaten
und ziehen mit dem Spaten
ins Moor!*

....

*Doch für uns gibt es kein Klagen,
ewig kann's nicht Winter sein.
Einmal werden froh wir sagen:
Heimat, du bist wieder mein.
Dann zieh'n die Moorsoldaten
nicht mehr mit dem Spaten
ins Moor!*

Das Lied von den Moorsoldaten ist wahrscheinlich das heute bekannteste Lied, das in einem Konzentrationslager der Nationalsozialisten entstanden ist. Der Text stammt von Johann Esser und Wolfgang Langhoff, die Musik komponierte Rudi Goguel; alle drei waren 1933 Insassen im Lager Börgermoor. „Dieses Lager, das gleich nach der Machtergreifung entstanden ist, war sozusagen ein erstes ‚Experimentierfeld‘ der Nazis“, sagt Guido Fackler. Eingesperrt waren dort in erste Linie politische Häftlinge aus dem Rheinland, die zur Zwangsarbeit ins Moor geschickt wurden. Hier konnten die Nationalsozialisten Erfahrungen im Aufbau und der Organisation eines Konzentrationslagers sammeln, mit deren Hilfe sie später den Betrieb ihrer Vernichtungslager aufs Grausamste perfektionieren sollten.

Auch in diesen ersten Lagern war der Aufenthalt mit Sicherheit schrecklich; für die Inhaftierten gab es dennoch Grund zur Hoffnung. Hoffnung auf eine baldige Entlassung, Hoffnung auf ein Ende der Schreckensherrschaft von SS und SA. Eine Hoffnung, die sich auch im Liedtext widerspiegelt. Späteren Liedern, die in Lagern wie Auschwitz und Birkenau gesungen wurden,

fehlt diese Hoffnung. „Allein der Ausdruck ‚Moorsoldaten‘ zeigt, dass die Männer, die dieses Lied gesungen haben, sich als stolze Arbeiter gefühlt haben. Sie waren in dem Glauben: ‚Das mit Hitler geht nicht lange‘“, erzählt Guido Fackler.

Ein Lied verbreitet sich aus dem Lager rund um die Welt

Fackler ist Akademischer Rat z.A. am Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Universität Würzburg. Mit dem Lied von den Moorsoldaten kennt er sich ganz besonders gut aus; im Rahmen seiner Doktorarbeit hat er dessen Geschichte sowohl in zeitgeschichtlicher als auch in kulturwissenschaftlich-musikalischer Hinsicht detailliert beleuchtet – und ist dabei auf mehr als 170 Interpretationen gestoßen: „Das Lied ist durch die Lager gewandert und wurde in immer anderen Varianten gesungen. Selbst die SS hat es sich angehört“. Entlassene Häftlinge haben es in den Widerstand getragen; im Spanischen Bürgerkrieg taucht die Melodie auf; in der DDR wird es zur antifaschistischen Hymne, findet Eingang in die Folk-Bewegung der USA und gelangt von dort zurück in die westdeutsche Liedszene. 2002 hat

Fackler gemeinsam mit dem DIZ die Geschichte des Lieds auf einer ersten Doppel-CD dokumentiert; die Auflage von 1000 Exemplaren ist mittlerweile ausverkauft.

Jetzt also liegt das zweite Projekt dieser Zusammenarbeit vor: „O bittere Zeit – Lagerlieder 1933 bis 1945“. Auf drei CDs mit 81 Liedern und einer Gesamtspielzeit von 225 Minuten haben Fackler und seine Mitstreiter die Musik aus den Konzentrationslagern gesammelt. In zwei insgesamt 128 Seiten starken Booklets dokumentieren sie deren Entstehung und das Schicksal der Komponisten und Texter. „Anstatt die Geschichte eines einzelnen Liedes zu verfolgen, ging es uns diesmal darum, die unterschiedlichen Facetten der Musik aus den Lagern darzustellen“, sagt Fackler. Denn so, wie politische Häftlinge ihre eigene Lagerlyrik besaßen, hatten jüdische Häftlinge ihr eigenes Liedgut; in Dachau wurden andere Lieder gesungen als in Theresienstadt.

*Stacheldraht, mit Tod geladen,
ist um unsre Welt gespannt.
Drauf ein Himmel ohne Gnaden
sendet Frost und Sonnenbrand.
Fern von uns sind alle Freuden,
fern die Heimat, fern die Frau,
wenn wir stumm zur Arbeit schreiten,
Tausende im Morgengraun.
Doch wir haben die Lösung von Dachau
gelernt
und wurden stabilhart dabei:
Sei ein Mann, Kamerad,
bleib ein Mensch, Kamerad,
mach ganze Arbeit, pack an, Kamerad,
denn Arbeit, Arbeit macht frei!*

Dachaulied. Text: Jura Soyfer, Musik: Herbert Zipper, KZ Dachau 1938

In drei Abteilungen ist die CD-Box unterteilt. „Liedzeugen“ heißt das erste Kapitel, in dem ehemalige Häftlinge die alten Lieder selbst vortragen. „Wir haben dabei alte Aufnahmen von Ehemaligentreffen, Tonbänder aus den 50er-Jahren, Funde aus Archiven der DDR und vom Flohmarkt verwendet und digital bearbeitet“, erklärt Fackler. Nicht bei allen erschließt sich dem Zuhörer die hinter der fröhlichen Melodie verborgene Unmenschlichkeit. Zum Beispiel bei der „Westerbork-Serenade“, wenn das holländische Duo Jonny & Jones singt: „Entlang der Ei-

senbahnschienen scheint der silberne Mond über der Heide. Ich singe meine Westerbork-Serenade, mit einer schönen Dame gehe ich zusammen Seit' an Seit'.“ Diesen Song – eine fröhliche Mischung aus Jazz und Scatgesang – haben die zwei 1944 aufgenommen, zu einer Zeit, als sie längst schon im Lager Westerbork inhaftiert waren. Weil jedoch der Lagerkommandant für eine genehmigte Revue-Aufführung Kostüme benötigte, durften die zwei für ein paar Tage raus, mit dem Auftrag, in Amsterdam ihre alten Kontakte zu nutzen. „Natürlich hatte man ihnen vorher klar gemacht, dass ihre Verwandten büßen müssten, falls sie nicht zurückkehren würden“, sagt Fackler. Während dieser wenigen Tage in Freiheit trafen Jonny & Jones ihren alten Aufnahmeleiter und spielten die Lagerlieder ein, die jetzt auf der CD zu hören sind. Danach gingen sie ins Lager Westerbork zurück, wurden wenige Wochen später nach Theresienstadt deportiert und

*Schlaf ein, schlaf ein – ohne Mutti,
hinter Stacheldraht, mein Kleiner ...
Hast keine Milch und keine Amme –
Tod streckt die Klauen aus nach dir.*

*Schlaf ein, schlaf ein, so blass, zerschlagen –
ganze vier Jährchen bist du nun geworden ...
die Mutti haben sie heut totgeschlagen,
der Papa erstickt schon morgen im Gas.*

*Schlaf ein, schlaf ein – mein Engelein,
auf der Hölle Grund, hier schlaf ein,
morgen vielleicht wird Herr Mengele
keine Kinder mehr töten.*

Wiegenlied für Birkenau. Text: Aleksander Kulisiewicz, KZ Sachsenhausen 1943. Übersetzung: Doris Radojewski

„Lagerlieder werden in der historischen Forschung als Dokumente nicht richtig ernst genommen“, sagt Guido Fackler. Mit ihrer Lied-Dokumentation wollen die Beteiligten zeigen, dass dies zu unrecht so ist. „Die Lieder sind auf



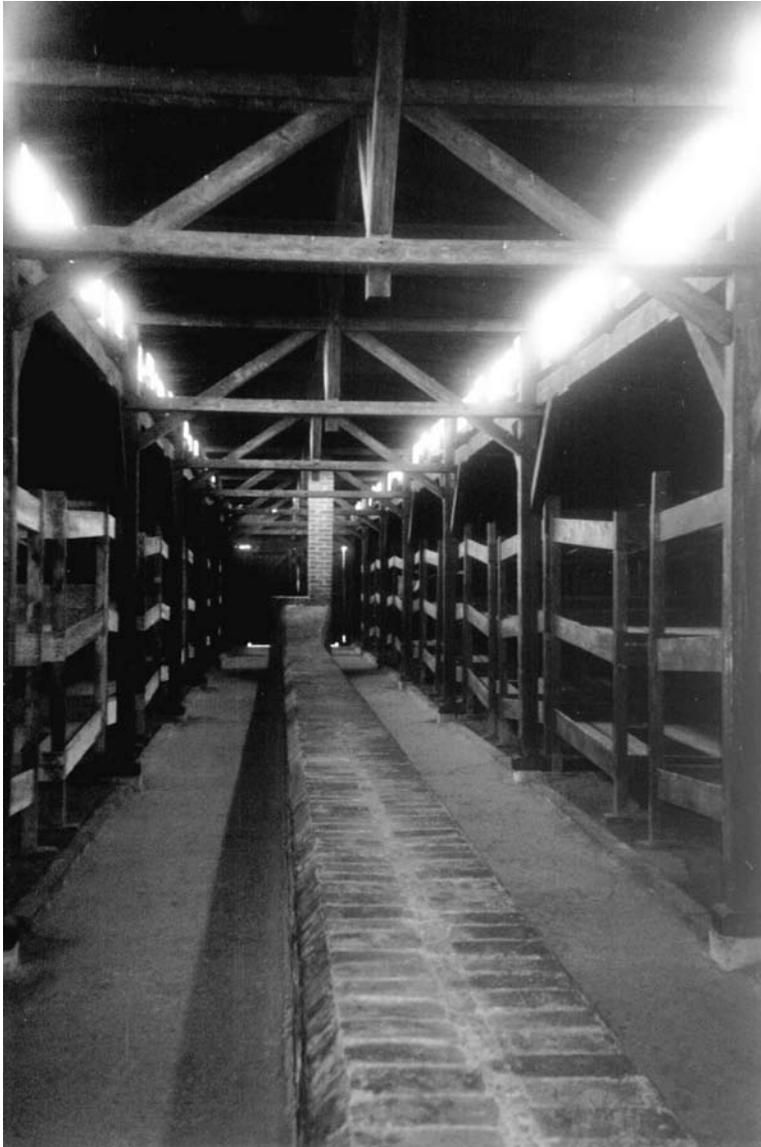
Das Eingangstor zum Konzentrationslager Dachau.

(Foto Pixelio.de)

kamen über Auschwitz nach Bergen-Belsen, wo sie kurz vor der Befreiung starben.

„Liedorte“ heißt das zweite Kapitel der CD, das sich mit Ortsbezügen in den jeweiligen Texten beschäftigt; „Liedvariationen“ das dritte. „Wir haben dafür verschiedene Künstler angesprochen und um eine Neubearbeitung gebeten“, sagt Fackler. Die Ergebnisse von Gruppen wie dem „Bremer Projekt-Ensemble“ oder den „Grenzgängern“ variieren zwischen einer sehr authentischen Wiedergabe und einer kompletten Neubearbeitung.

einer subjektiven Ebene spannende persönliche Stellungnahmen, die viel vom Lageralltag wiedergeben“, so der Volkskundler. Es seien unmittelbare, persönliche Quellen und Dokumente mit unterschiedlicher Intention, in die sich in verschiedener Weise der Lageralltag eingeschrieben hat: „Sie sollten Identität stiften, ein Wir-Gefühl erzeugen innerhalb eines Lagers zwischen den verschiedenen Gruppen aber auch zwischen verschiedenen KZs. Darüber hinaus dienten sie der Unterhaltung und der Sublimation.“ Häufig kamen zu diesem Zweck bekannte Melodien



Eine Häftlingsbaracke im Konzentrationslager Auschwitz.

(Foto Pixelio.de)

aus Volksliedern oder von aktuellen Schlägern zum Einsatz, für die ein neuer Text gedichtet wurde. In vielen Fällen finden sich aber auch komplette Neukompositionen, von Musikern, die von den Nazis ins KZ geschickt worden waren.

Musik hat in den Lagern des „Dritten Reichs“ eben immer eine wichtige Rolle gespielt – auf der einen Seite in Form von erzwungenen Konzerten, die sich die SS-Wachen vorspielen ließen. Und auf der anderen Seite im Geheimen oder in einer geduldeten Grauzone, dann vor allem in den Baracken, in denen die Häftlinge schliefen. „Man muss sich vorstellen, dass in den Lagern auf engstem Raum mehrere Tausend Menschen zusammengepfercht waren“,

sagt Fackler. Abends, wenn die SS-Männer außerhalb waren, trafen sich die unterschiedlichsten Gruppen und musizierten gemeinsam. „Singen ist ein anthropologisches Grundbedürfnis, um Angst zu vertreiben“, sagt Fackler. Und eine ideale Ausdrucksform unter KZ-Bedingungen: „Singen kann sofort abgebrochen werden und hinterlässt keine Spuren.“ Jedenfalls dann nicht, wenn keine Spuren gewünscht sind.

Viele Lieder überleben nur in den Köpfen der Lagerinsassen

In vielen Fällen haben die Lagerinsassen allerdings selbst dafür gesorgt, dass ihre künstlerische Arbeit Verbreitung finden konnte. „Man hat dafür in der Schreibstube Papier und Stifte

„abgezweigt“ und mit der Hilfe von einsitzenden Grafikern teilweise sehr aufwändige, bunt gestaltete Liedblätter produziert“, erklärt der Volkskundler. Die wurden dann mehrfach abgeschrieben und nach draußen geschmuggelt. Was in den ersten Jahren des nationalsozialistischen Regimes noch ganz gut funktionierte, wurde mit der Zeit und dem steigenden Perfektionsgrad der Vernichtungsmaschinen allerdings immer schwieriger. Aus den Jahren kurz vor dem Ende des „Dritten Reichs“ finden sich deshalb nur noch wenige authentische Dokumente. Allerdings gibt es dafür Alternativen: „Vieles hat in den Köpfen überlebt“, so Fackler.

*Zwischen Weichsel und der Sola schön verstaubt
Zwischen Sümpfen, Postenketten, Drahtverban,
Liegt das KL Auschwitz, das verfluchte Nest,
Das der Häftling hasset wie die böse Pest*

...

*Außer Flöhe, Läuse plaget Fieber dich,
Viele Tausend mussten sterben kümmerlich.
Ja, du wirst gequälert, hier bei Tag und Nacht,
Und bei jedem Schritt ein Posten dich bewacht.*

...

*Traurig siehst Kolonnen du vorüber ziehn,
Mutter, Schwester kannst du oft dazwischen sehn,
Darfst sie nicht grüßen, das brächte dir den Tod,
Vergrößerst unwillkürlich dadurch nur ihre Not.*

...

*Sollte ich dich Heimat nicht mehr wiederseh'n,
Und wie viele Tausend durch den Schornstein gehn,
Seid gegrüßt ihr Lieben, am unbekanntem Ort,
Gedenket manchmal meiner, die ich musste fort.*

Auschwitzlied. Autoren unbekannt,
KZ Auschwitz

Das, was an Material und an Erinnerungen noch vorhanden ist, haben Fackler und das DIZ in den vergangenen Jahren zusammengetragen. Vor allem in den Ländern des ehemaligen Ostblocks sind sie fündig geworden; aber natürlich auch in Israel. „Wenn man einmal einen ersten Kontakt bekommen hat, wird man in der Regel weitgereicht“, erzählt der Volkskundler. Und manchmal hilft auch der Zufall. Als Fackler vor etlichen Jahren einem spontanen Entschluss folgend während eines Besuchs in Wien bei Simon Wiesenthal, dem damaligen Leiter des Dokumentationsarchivs des Bundes jüdischer Verfolgter des Naziregimes, klingelte und von seiner Doktorarbeit erzählte, sang der ihm plötzlich alte

Lieder aus seiner Lagerzeit vor. Nicht immer gestaltet sich die Recherche so unkompliziert: „Die Einen sprechen, Andere weigern sich, möchten nicht mehr darüber reden“, sagt Fackler. Und häufig entstünden während des Interviews „schwierige Situationen“, so zum Beispiel, wenn durch die Erinnerung an die Lager der Schrecken wieder lebendig wird und die Befragten in einem Strudel ihrer Gefühle zu verschwinden drohen. Das sind Momente, die auch an dem Wissenschaftler nicht spurlos vorbeigehen: „Klar bewegt das einen. Es ist schließlich ein ‚hartes‘ Thema“, sagt Fackler. Mit der Zeit habe er jedoch gelernt, professionell damit umzugehen – und fügt nach einer kurzen Pause an: „Mein Menschenbild hat sich in dieser Zeit allerdings schon verändert“. Nicht selten musste Fackler gegen ein Misstrauen anarbeiten, mit dem ihm die ehemaligen Lagerinsassen begegneten. „Was macht ihr mit unseren Liedern?“, wollten Viele wissen. Meistens konnte er die Bedenken ausräumen und ins Gegenteil umkehren. Dann hieß es: „Gut, dass dieser Teil meiner Geschichte dokumentiert wird. Tragt das weiter!“ Und wenn dann die fertige CD auf dem Tisch lag, habe sich häufig so etwas wie Stolz eingestellt. „Das war sozusagen der handfeste Beweis dafür, dass es sich lohnt, sich zu erinnern“, sagt Fackler.

Nominiert für den Preis der Schallplattenkritik

Bleibt eigentlich nur noch die Frage, wer sich die CD-Box kaufen sollte. „Das ist keine Musik, die man sich abends bei einem Glas Rotwein gemütlich anhört“, sagt auch Guido Fackler. Er versteht das Projekt in erster Linie als Dokumentation, die sich an politische Bildungseinrichtungen und Schulen wendet oder an Käufer, die beruflich mit dem Thema zu tun haben. Nach Berichten in Zeitungen und Musikzeitschriften zeige sich allerdings auch eine Nachfrage, die über dieses professionelle Interesse hinausgeht. Und vielleicht steigt sie ja weiter an, wenn die CD-Box, wie von manchen Rezensenten gefordert, den Preis der deutschen Schallplattenkritik erhält. Den ersten Schritt dazu hat sie bereits getan. Als „eine der künstlerisch herausragenden Neuveröffentlichungen des Tonträgermarktes im vergangenen

Quartal“ haben die Juroren der Vereinigung „Preis der deutschen Schallplattenkritik“ sie im vergangenen Mai in die Bestenliste 2/2007 aufgenommen.

Die Bäume steh'n in Blüte.

Draußen ist Tag.

*Doch schwer ist mein Gemüte,
bang tönt der Glocke Schlag,
bang tönt der Glocke Schlag.*

Wie bin ich so alleine.

O bittere Zeit,

*die töricht ich verweine.
Doch groß ist unser Leid,
groß ist der Menschen Leid.*

*Dicht hinterm Zellenfenster
grünt schon der Wald.*

*Wir aber sind Gespenster
und werden jung schon alt,
gefangen jung schon alt.*

*Nur Gitter ohne Ende
sind um uns her.*

*Ach! Unsre schwachen Hände
zerbrechen sie nicht mehr,
zerbrechen sie nicht mehr.*

*Und doch! Sie müssen weichen,
wie Deutschlands Nacht.*

*Sind wir doch, die hier bleichen,
der Heimat stärkste Wacht,
der Heimat stärkste Wacht.*

O bittere Zeit. Text & Musik: Eva Lip-pold, Zuchthaus Jauer 1936/37

Gunnar Bartsch

Oh bittere Zeit

Die 3-CD-Box „O bittere Zeit – Lagerlieder 1933 bis 1945“ kostet 29,90 Euro (zuzüglich Versandkosten). Sie ist erhältlich über den Buchhandel (ISBN 978-3-926277-14-5) oder direkt beim Dokumentations- und Informationszentrum Emslandlager (Postfach 1132, 26851 Papenburg. Tel.: (04961) 916306; E-Mail: mail@diz-emslandlager.de
Weitere Informationen: www.diz-emslandlager.de/cdo3.htm

Ananas gab's jederzeit

Früchte für den Fürstbischof – Ausstellung der Unibibliothek zeigt einzigartige Werke

Die Würzburger Fürstbischöfe führten nicht gerade ein karges Dasein. Das zeigt sich sehr eindrucksvoll an ihrer prachtvollen Residenz, die heute zum UNESCO-Weltkulturerbe gehört. In diesem Schloss ist nun eine Ausstellung zu sehen, die ein spezielles Schlaglicht auf das Leben bei Hofe wirft. Im Mittelpunkt stehen der Hofgärtner Johann Prokop Mayer (1735-1804) und sein dreibändiges Werk zur Obstbaukunde,

Pomona

Franconica.

Alle Obstsorten, die darin abgedruckt sind, wuchsen damals tatsächlich im

Hofgarten der Würzburger Residenz. Denn deren Gärtner pflegten seinerzeit

nicht nur alle 23 damals bekannten Rosensorten und weitere Zierpflanzen. Sie sorgten auch dafür, dass möglichst das ganze Jahr hindurch frisches Obst und Gemüse auf dem Speisetisch des Fürstbischofs landete. Zu diesem Zweck kultivierten sie allein

über 80 Sorten Birnen – frühe Sorten und solche, die lange bis in den Winter hinein lagerfähig waren. Hinzu kamen Äpfel, Kirschen, Pfirsiche, Zitrusfrüchte, Mispeln und mehr.

Die Äpfel und anderen Früchte aus dem Hofgarten wurden nicht nur als Dessert verzehrt. Auf dem Speiseplan standen auch Gerichte wie eine Variante vom Zitronenhühnchen oder gebratene Ente mit Pomeranzensoße – heute würde man wohl Ente à l'Orange dazu sagen. Was die Nachspeisen angeht, so wurde damit ein enormer Aufwand getrieben. Beliebt war es zum Beispiel, die Tafel mit „Dessert-Landschaften“ in Form eines Gartens zu bedecken.

Dazu kamen unter anderem Tischbrunnen, gefärbter kandierter Zucker, Steinfigürchen, Buchsbaum oder sogar Zwerg-Apfelbäumchen zum Einsatz.

Bei Tisch erfüllte das Obst auch dekorative Zwecke, es diente den hohen Herren als Gaumen- und Augenschmaus. Frisches Obst wurde meist zu Pyramiden aufgetürmt. Um besonders schön gewachsene Früchte noch besser zur Geltung zu bringen, wurden

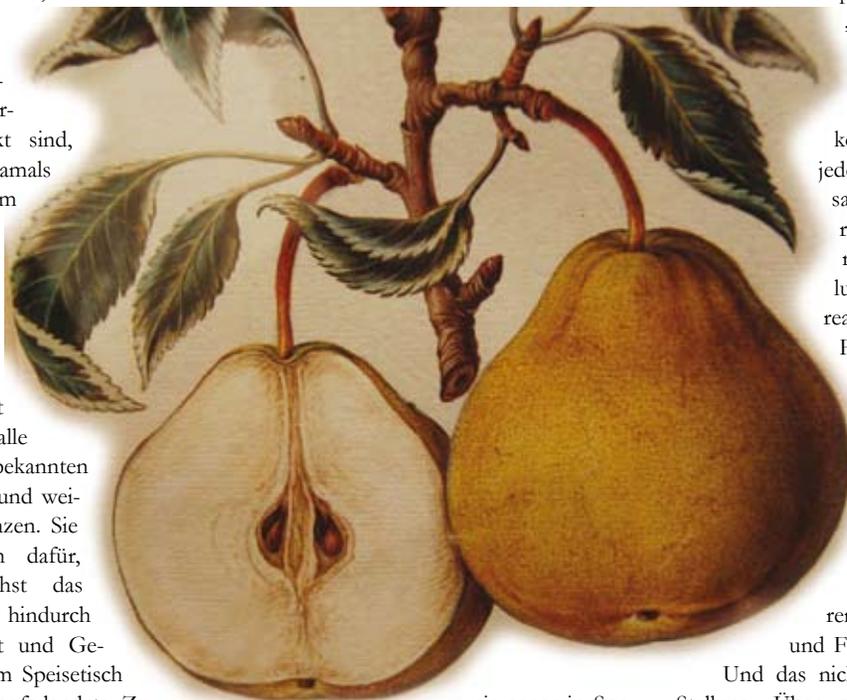
man noch ein kleines Zimmer nahe bei der Hofkonditorei in Betracht ziehen, „worinnen zeit einigen Jahren her ein theil hühner, die wahrhaft nebst dem sehr üblen Geruch viel ungeziefer in das haus bringen, und für ein solches gebäude gar nicht wohl schicklich seynd“.

Die Vielfalt der im eigenen Garten geernteten Obst- und Gemüsesorten hatte für die Fürstbischöfe auch repräsentative Zwecke.

„In Würzburg standen sogar jederzeit Ananas zur Verfügung, und so etwas konnte damals nicht jeder Gärtner leisten“, sagt die Kunsthistorikerin Verena Friedrich, die die Ausstellung federführend realisiert hat, über die Fähigkeiten des Hofgärtners Johann Prokop Mayer. Der Gartenkünstler wurde 1735 in Böhmen geboren. Bevor er nach Würzburg kam, hatte er unter anderem in Prag, England und Frankreich gearbeitet.

Und das nicht etwa in niedriger Stellung. Über seine Tätigkeit auf Schloss Brunoy zum Beispiel schrieb er: „Wie oft habe ich als Gärtnergeselle ... König Ludwig XV ... in die Treib- und Glashäuser begleitet, und Seine tiefen Kenntnisse des Pflanzenreichs und der Gärtnerey bewundern müssen.“

Die damaligen Bücher zur Obstbaukunde waren dem Gärtner Mayer von der Abbildungsqualität her eindeutig zu schlecht. Für ein besseres Buch tat er sich darum mit dem Nürnberger Verleger Wolfgang Adam Winterschmidt zusammen, dem herausragenden botanischen Buchillustrator seiner Zeit. So entstand in den Jahren 1776 bis 1801 *Pomona Franconica*, ein Werk, das sich mit den Obstsorten und der Obstbaumzucht beschäftigt. Namensgebe-



sie sogar in Spezialbehältern serviert, die eigens hierfür gefertigt waren. Etwa in einer Art dreiarbigem, verschnörkeltem Kerzenständer, der aber nicht für Wachslichter, sondern für Birnen bestimmt war. Gelegentlich wurde das Obst auch kunstvoll geschnitzt.

Hühner müssen den Obstbäumen weichen

Zur bestmöglichen Lagerung der Früchte empfahl Hofkammerrat Ul-samer im Jahr 1791 ein anlässlich des Kaiserbesuchs eingerichtetes Zimmer in der Residenz, wo man bisher einen Teil der Orangeriebäumchen über den Winter gebracht hatte. Sollte sich dieser Raum als zu klein erweisen, könne

rin für das Buch war übrigens Pomona, die römische Göttin des Obstsegens.

Die Ausstellung erlaubt auch einen Vergleich mit anderen Werken der Obstbaukunde aus Mayers Zeit und danach. Dadurch wird der hohe künstlerische Rang deutlich, den die *Pomona Franconica* in der botanischen Buchillustration des ausgehenden 18. Jahrhunderts einnimmt. Gegen ihre mit Liebe zum Detail kolorierten Obstabbildungen wirken die anderen Zeichnungen geradezu wie Kritzeleien von Kleinkindern.

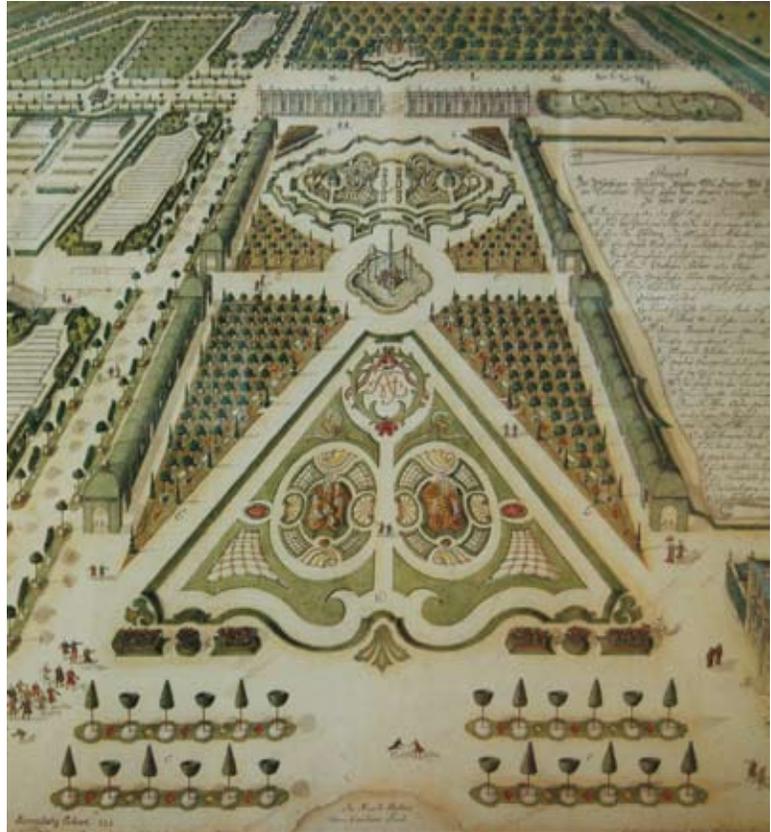
Die Schau stellt in sechs Räumen Originalbilder aus *Pomona Franconica* vor. Dazu informiert sie über Leben und Werk von Johann Prokop Mayer sowie über die Gartenarchitektur und -kultur seiner Zeit am Beispiel der Würzburger Residenz. Zu sehen sind alle erhaltenen Pläne zur Neuanlage des Würzburger Hofgartens von 1773.

Eine Dokumentation der damaligen Gartenplastik sowie der einzigartigen Glasparterres lässt die einmalige Pracht der barocken Gartenkunst in Würzburg aufscheinen.

Glasparterres – in den heutigen Gärten prangen bunte Glaskugeln, auf Holzstäbe gesteckt, in den Beeten. Damals legten die Gärtner die Kugeln direkt auf die Erde. Mayer gab beim Glasbläser Johann Michael Faller Glaskugeln für den Ost- und den Südgarten der Residenz in Auftrag. Die Produktion dieses Zierrats lief offenbar in größerem Umfang ab: 1772 wurden aus Würzburg insgesamt 4.000 gläserne Kugeln in den Farben Gelb, Weiß, Vi-



Diese Ausstellung macht Appetit: Apfelpfeilungen, gezeichnet von einem der besten botanischen Buchillustratoren des ausgehenden 18. Jahrhunderts.



Ausschnitt eines Plans vom Südgarten der Würzburger Residenz von 1773, vom heutigen Toscanasaal aus gesehen.
Fotos (3): Robert Emmerich

olet, Grün und Rot nach Schloss Seehof bei Bamberg geliefert.

Die Ausstellung der Universitätsbibliothek findet in Kooperation mit dem Martin-von-Wagner-Museum der Uni und der Bayerischen Schloßerverwaltung statt – eine Premiere: „Wir schließen dafür erstmals die uns trennenden Türen auf“, so Residenzverwalter Gerhard Weiler. Die Ausstellung betritt man über den Haupteingang der Residenz, sie erstreckt sich dann aber bis in die Räume des Wagner-Museums im Südflügel des Hauses, die von der Residenz her normalerweise nicht zugänglich sind.

Die bis dahin unbekanntenen Originalzeichnungen zur *Pomona Franconica* waren vor einigen Jahren im Kunsthandel aufgetaucht. Sie gehören der Nationalen Kulturstiftung von Katar und befinden sich derzeit als befristete Leihgabe in der Würzburger Universitätsbibliothek. Jetzt werden sie erstmals und wohl auch letztmalig dem europäischen Publikum präsentiert – denn nach der Ausstellung werden sie zu ihren Besitzern auf die Arabische Halbinsel überführt. Dort

sollen sie voraussichtlich in der neuen Nationalbibliothek untergebracht werden.

Robert Emmerich

„*Pomona Franconica – Früchte für den Fürstbischof*“. Ausstellung in der Würzburger Residenz bis 16. September, täglich 9.00 bis 18.00 Uhr. Zu zahlen ist der Eintrittspreis für die Residenz (fünf Euro, ermäßigt vier Euro), der Besuch der Ausstellung ist dann frei.

Buntes Buch

Zur Ausstellung ist ein Katalog erschienen: „*Pomona Franconica – Früchte für den Fürstbischof*“. Er hat 256 Seiten und zahlreiche farbige Abbildungen. Der Text ist von Verena Friedrich, wissenschaftliche Beiträge von Stefan Kummer, Michaela Neubert und Frauke van der Wall. Bonitas Bauer Druck und Medien GmbH, Würzburg 2007, 20 Euro. ISBN 978-3-9811408-1-1

Über den Sinn von Gedenkjahren

Eine Miscelle zum abgelaufenen Mozartjahr 2006 / Von Ulrich Konrad

Es mag schon strittig sein, ob das Nachdenken über den Sinn von Gedenkjahren selbst sinnvoll ist. Lehrt nicht die Erfahrung, dass sich am Ende solcher Jahre oft das Gefühl der Erleichterung einstellt, nun wieder in alltäglicher Weise mit dem Gefeierten umgehen zu können? Nutzt sich bei Persönlichkeiten von anerkanntem Rang das Gedenken nicht leicht zur Pflichtübung ab, bei der mühsam noch einmal um neue Wörter für das Altgesagte, den schon unzählige Mal oft angestimmten Lobpreis gerungen wird? Was bleibt an positivem Ertrag von Gedenkjahren bei weniger prominenten Figuren – stehen sie danach in erfrischter Gestalt im öffentlichen Bewusstsein oder verlieren sie sich rasch wieder im Halbdunkel der Geschichte, aus dem sie der Gedenkjahrszufall für kurze Zeit ans Licht gezogen hat?

Die treibende Kraft hinter den Zahlenspielen

Überhaupt: Was eigentlich wirkt als treibende Kraft hinter dem Zahlenmythos, der in der 25-, 50-, 75-, 100-jährigen Wiederkehr des Todestages und dem 100., 125., 150., 175. Geburtstag einer Persönlichkeit der Geschichte – beide Reihen lassen sich beliebig fortsetzen – ein feierwür-

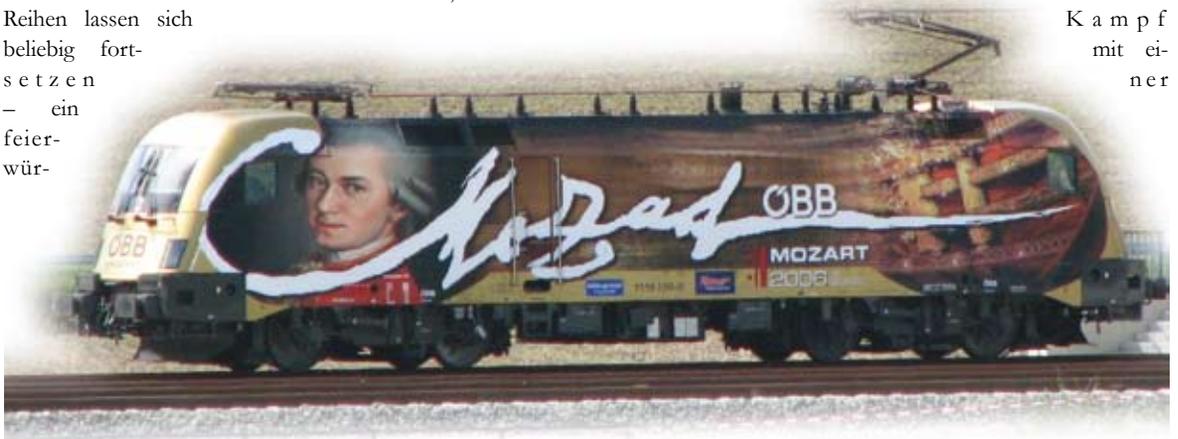
diges Ereignis sehen lassen will? Unterscheiden sich, um das Beispiel Mozarts zu nehmen, sein 150. Todestag im Jahre 1941, sein 200. Geburtstag 1956, sein 200. Todestag 1991 und sein 250. Geburtstag 2006 voneinander über die banale Tatsache hinaus, dass die Tage jeweils 50 Jahre weiter voranrücken? Warum hat die Musikwelt 1966 nicht den 175. Todestag, 1971 nicht den 225. Geburtstag gefeiert? Wird das nächste Mozart-Jahr 2016 zum 225. Todestag, 2031 zum 275. Geburtstag oder erst 2041 begangen, wenn sich der Todestag zum 250. Mal jährt?

Allen diesen Fragen lässt sich mit positiver wie skeptischer Voreingenommenheit begegnen. Seit eh und je regt das gemeinsame Gedenken an bedeutsame Herrscher, Künstler, Wissenschaftler und sonstige herausragende Gestalten der Geschichte, aber auch an prägende Geschehnisse wie die Ersterwähnung eines Volksnamens, an Gründungsdaten von Staaten oder Entdeckungen aller Art Menschen dazu an, sich bestimmter Grundlagen zu erinnern, auf denen ihr Gemeinwesen, ihr Selbstverständnis oder ihre kulturelle Identität ruht. In dieser Hinsicht ähneln Gedenkjahre Ritualen und erfüllen deren

Funktion, wenn sie aus kollektivem Konsens heraus vollzogen werden und diesen im Vollzug zugleich stärken. Freilich unterliegt das Selbstverständnis von Gesellschaften und Kulturen dem permanenten Wandel, und der nimmt großen Einfluss auf die rituelle Form, den Feierinhalt von Gedenkjahren. Das lässt sich mit einem kurzen Blick auf die letzten vier Mozartjubiläen veranschaulichen.

Die Vereinnahmung Mozarts durch die Nationalsozialisten

1941 stand das Geschehen, das sich noch überwiegend in Europa abspielte, ganz im Zeichen der Usurpation durch die nationalsozialistischen Gewalthaber. Im Hochgefühl scheinbar unbegrenzter Macht wurde Mozart als eine Herrschergestalt im Weltreich der Musik gefeiert, ein Weltreich, in dem die deutsche Kunst als oberster Maßstab galt. Dass es gerade der Todestag Mozarts war, dessen 150. Wiederkehr im zweiten Jahr des allererstörerischen Krieges begangen wurde, verlieh der Feierstimmung eine charakteristische Tönung: Auch wenn dieser Held der Tonkunst so früh sein Leben im Kampf mit einer



Am 27. Januar 1756 erblickte in Salzburg ein gewisser Wolfgang Amadeus Mozart das Licht der Welt. Das hatte unter anderem zur Folge, dass die Welt 250 Jahre später in einen wahren Mozart-Taumel geriet. Der gewaltige Medienzug, der sich in jenem Groß-Gedenkjahr in Bewegung setzte, war für 52 Wochen

nicht zu stoppen. Das bekam auch der Musikwissenschaftler und Mozartexperte der Universität Würzburg, Professor Ulrich Konrad zu spüren. Wohl nie zuvor dürfte er so viele Interviewanfragen bearbeitet haben, wie in diesem einen Jahr. Danach war wieder Ruhe um Mozart. (Foto pixelio.de)

feindlichen Umgebung habe lassen müssen, so strahle er, wie es hieß, mit seinem Œuvre unbesiegt bis in die Gegenwart hinein. Hitler ließ es sich nicht nehmen, persönlich mit einem Führerauftrag in Salzburg eine neue wissenschaftliche Gesamtausgabe der Werke Mozarts zu initiieren.

1956 wollte von dieser Vereinhaltung niemand mehr etwas wissen, auch die nicht, die fünfzehn Jahre zuvor eifrig an ihr mitgewirkt hatten. Vor dem Hintergrund des Weltenbrandes und im Bewusstsein, davongekommen zu sein, wurde in die Zukunft geblickt: Mozart erschien als die Menschen versöhnende Friedensgestalt, die über alle Barbarei hinweg mit der Harmonie ihrer Musik Vorbild und Garantie für eine künftig gefestigte Zivilisation sein konnte – wenigstens symbolisch. Dass restaurativer Zeitgeist und mancher politische Hintergrund das Mozartjahr 1956 überschatteten – so wurde das missbrauchte Bild vom „deutschen“ Mozart von der gerade ausgerufenen, um eine eigene nationale Identität bemühten Republik Österreich mit den Farben eines genuin „österreichischen“ Mozart übermalt –, vermag erst im Nachhinein das historische Auge genauer zu erkennen. Immerhin: Die „Neue Mozart-Ausgabe“, die NMA, hatte als internationales Gemeinschaftsprojekt mit Sitz in Augsburg und Salzburg bereits im Jahr zuvor zu erscheinen begonnen.

Mozart als globales Massenphänomen

1991 lag der letzte Band der Hauptwerke im Rahmen der NMA vor. Nun ‚besaß‘ die Welt den ‚kompletten‘ Mozart, und zwar die ganze Welt, und sie feierte diesen Besitz in einem Maße, das weit über das bloße Besinnen auf die künstlerische Hinterlassenschaft hinausging: In einem atemberaubenden, geradezu explosionsartigen Vorgang hatte sich Mozart inzwischen zu einem globalen Massenphänomen entwickelt, wie das mit kaum einem anderen europäischen Künstler je geschehen ist. Ganz wesentlich hat zu dieser Entwicklung der Kinofilm *Amadeus* beigetragen, der ganz unverkennbar das Mozart-Bild bis in unsere Tage formt. Es spielen dabei weder die historische Glaubwürdigkeit des Filmgeschehens noch die faktische Richtigkeit des Dargestellten eine hervorgehobene Rolle – beide

sind schwach –, sondern vor allem die in unsere Zeit hinein wiedergeborene Scheingestalt Mozarts als Mensch aus Fleisch und Blut, wenn man so will, als Zeitgenosse der Vergangenheit für die Gegenwart. 2006 - Mozart ist längst auf allen Kontinenten populär geworden. Seine mediale Präsenz scheint kaum noch steigerungsfähig zu sein: Eine ungehemmte Informationsflut überschwemmt den Buch- und Zeitschriftenmarkt sowie das World Wide Web; im Internet stehen alle Partituren Mozarts kostenlos zum Herunterladen bereit; Gesamtaufnahmen seines kompositorischen Schaffens kosten weniger als ein Abendessen à deux in einem exklusiveren Restaurant. Mozart ist, das hat das jüngste Gedenkjahr gezeigt, endgültig demokratisiert, zum Allgemeinbesitz gemacht worden. Jedenfalls potenziell, denn inmitten dieser grandiosen Verfügbarkeit hat sich (nicht erst) 2006 auch der Eindruck verstärkt, dass sich Mozart einer totalen Gegenwärtigkeit stets wieder entzieht, sie als eine scheinbare entlarvt. Die häufigste Frage, die Mozartforschern im jüngsten Gedenkjahr gestellt wurde, war die nach neuen Erkenntnissen. Weil das Neue sich, wie allgemein in der modernen Wissenschaft, nur im äußerst differenzierten Detail einstellt, hat die Medienwelt dem Fetisch des Neuen auf ihre eigene Weise gehuldigt: mit der spektakulär aufgemachten Entdeckung eines angeblich neuen Ölportraits (das sich dann als Bild eines Münchner Ratsherren entpuppte) oder mit dem lächerlichen Versuch, durch Aushebungen im Salzburger Familiengrab der Mozarts Knochenmaterial bereitzustellen, aus dem sich DNA zur Identifizierung eines vermeintlichen Mozart-Schädels gewinnen ließe. Gedenkjahre mögen in ihren Feierformen und Ergebnissen zweifelhaft sein, sie sind deswegen aber nicht einfach sinnlos und beliebig. Auch 2006 haben unüberschaubar viele Konzerte, Tagungen, Vorträge, Bücher, Artikel, Filme und Tonaufnahmen bewiesen,



Mozartexperte Ulrich Konrad

(Foto Uni-Archiv)

welche ungeschmälerte Faszination Leben und Werk Mozarts ausüben. Die wirkte zwar ähnlich 2005 und wirkt auch noch 2007, aber in der Verdichtung des Gedenkjahrs drängt dieses Faktum für eine kurze Zeit aus dem allgemeinen Unbewussten ins allgemein Bewusste. Im Rückblick wird klar werden, dass das Gedenkjahr 2006 den ‚Zeitgeist‘ des frühen 21. Jahrhunderts gespiegelt hat, so wie die vorangegangenen Jubiläen das für ihre Zeit getan haben. Wir werden im Abstand vor allem erkennen können, wer wir in unserem Gedenken an Mozart waren. Wer Mozart war, wird dagegen auch das nächste Gedenkjahr nicht endgültig klären.

Zur Person

Prof. Dr. Ulrich Konrad ist seit dem Wintersemester 1996 Ordinarius für Musikwissenschaft an der Würzburger Uni und Vorstand des Instituts für Musikwissenschaft. Er studierte Musikwissenschaft, Germanistik sowie Mittlere und Neuere Geschichte an den Universitäten Bonn und Wien. 2005 veröffentlichte er das Buch „Wolfgang Amadé Mozart. Leben · Musik · Werkbestand“.

PRO & CONTRA LITERATURKANON

Kanon geht etymologisch auf die Bezeichnung von Stäben zu Bemessungszwecken zurück. Im engeren Sinne ist damit ein Leitfaden mustergültiger Schriftsteller und Schriften gemeint. Für das moderne universitäre Literaturstudium sind solche Leitfäden schon deshalb unabdingbar, weil niemand alles, was geschrieben wurde, lesen kann, und schon gar nicht gründlich. Soll das Studium aber eine – und sei es auch nur exemplarische – Kenntnis repräsentativer Werke der verschiedenen Epochen vermitteln, dann muss man zu einem Konsens darüber kommen, was jeweils repräsentativ ist. Welche Maßstäbe aber legt man dabei an? In der Vergangenheit führte man gerne das ästhetizistische Argument der zeitlosen Schönheit großer literarischer Werke ins Feld, um einen Kanon großer Werke auf immer zu fixieren. Kritische Stimmen warfen diesem Kriterium ideologische Einseitigkeit vor; sie sahen in der vermeintlichen Überzeitlichkeit ein bürgerliches Vorurteil, eine Parteinahme für sog. *dead white men* von Homer bis Hemingway. Sie forderten eine stärkere Berücksichtigung der Literatur von Frauen, ethnischen Minderheiten und Angehörigen bildungsferner Gesellschaftsschichten. Autoren wie Pierre Bourdieu und John Guillory wiesen außerdem auf die Rolle der Schulen und Universitäten für die Zirkulation symbolischen und kulturellen Kapitals hin, die mit ihren Maßstäben Weichenstellungen für Formen sozialer Hierarchisierung bilden. Die Kritik hat sich inzwischen in entsprechenden Veränderungen der Textauswahl von maßgeblichen Anthologien für den universitären Unterricht niedergeschlagen. Das moderate Ausmaß der Kanonveränderungen steht allerdings in keinem Verhältnis zur zeitweise brachialen Härte der Diskussionen um *Gender* und *Ethnic Studies*. Diese hat den akademischen Literaturkanon zwar zu einem umkämpften Terrain gemacht, ihn modifiziert, flexibilisiert und seine Abhängigkeit von immer neu zu reflektierenden und auszuhandelnden Grundannahmen deutlich gemacht, abgeschafft hat sie ihn jedoch nicht. Es ist die Komplexität mancher Werke, die sie besser die Zeiten überdauern lässt als andere, und so dominieren nach wie vor die „toten weißen Männer“ in einem Areal, das allerdings deutlich femininer, sozial und ethnisch diversifizierter geworden ist. Shakespeare ist weiterhin der meistgespielte Autor auch an deutschen Bühnen. Von daher bin ich für einen Kanon, aber mit Augenmaß und Revisionsbereitschaft.

Jochen Achilles

Das Wort ‚Kanon‘ hat – vielleicht weil es uns an den Gesang unserer Kindertage erinnert – einen harmlosen Klang. Dass eine Kultur bestimmte Texte für mustergültig hält und sie in ihrem Gedächtnis bewahrt, scheint auf den ersten Blick nicht weiter bedenklich. Ein Kanon bietet Orientierung; er wendet sich gegen die Flüchtigkeit der Moden und verspricht, wonach sich alle sehnen: Identität. Doch eben dieses Versprechen offenbart die Kehrseite des Kanons; denn Identität hat stets den gleichen Preis, nämlich den Ausschluss der Andersartigkeit. Listen mit Büchern, „die man gelesen haben muss“, sind normative Setzungen, die auf einer mehr oder weniger bewussten Selektion beruhen. Auf der anderen Seite der Grenze, die ein Kanon zieht, stehen all jene Texte, die sich nicht ins Richtmaß einer Zeit fügen. So wird – gleichsam als sein dunkler Schatten – hinter dem Wort ‚Kanon‘ ein anderer Begriff erkennbar, der weit weniger harmlos klingt: die Zensur. Beide Konzepte meinen nicht das Gleiche, sind aber aufeinander bezogen. Die Kanonisierung bestimmt, was erinnert werden muss, die Zensur, was vergessen werden soll. Wie schnell das eine in das andere umschlägt, zeigen die Ereignisse, die jüngst in Polen für Zündstoff gesorgt haben. Dort hat das Erziehungsministerium Texte von Goethe, Dostojewski und Kafka aus dem Literaturkanon der Oberstufen entfernt und durch Werke ersetzt, die eine nationalkonservative Gesinnung vermitteln sollen.

Aber auch wenn man mit der Politik eines Kanons einverstanden ist, wenn, mit anderen Worten, die Texte, die er auflistet, über jeden Zweifel erhaben sind, ist seine Wirkung ambivalent. Ein Kanon, der absolut gesetzt wird, schränkt das Blickfeld ein, er verzerrt die Perspektiven und verfälscht historische Entwicklungen. Seit die Idee des Kanons im Zuge der strukturalistischen Wende um 1970 in Frage gestellt wurde, hat die Literaturwissenschaft eine Fülle von Werken wiederentdeckt, die genauso erinnenswert sind wie die ‚großen‘ Texte, die bis dahin im Mittelpunkt standen. Man braucht deshalb nicht so weit zu gehen wie die Avantgarden des 20. Jahrhunderts, die eine Abschaffung des Kanons forderten. Doch sollte man sich der Ordnung des Kanons nicht unterwerfen, sondern ihn vielmehr als ein Instrument benutzen, das auch andere Lektüren ermöglicht. Der Kanon ähnelt in gewisser Weise einem Kompass: Seine Nadel weist beständig nach Norden, doch muss dies nicht die Richtung sein, die man einschlägt.

Robert Fajen



Gefahr aus dem Internet

Nicht nur Kriminelle wollen in private Computer eindringen - auch der Staat hat Begehrlichkeiten

Wer seine Bankgeschäfte über das Internet abwickelt, gehört zu den potenziellen Opfern. Da liegt dann im elektronischen Postfach plötzlich eine E-Mail. Die Bank berichtet darin von technischen Problemen und fordert den Empfänger dazu auf, dem Link zu ihrer Homepage zu folgen und sich dort mit seiner Online-PIN anzumelden. Wer dem Folge leistet, hat verloren: Die E-Mail ist ebenso gefälscht wie die angebliche Bank-Homepage. Gibt der Bankkunde dort seine Persönliche Identifikationsnummer preis, verschafft er den Gaunern fortan Zugang zu seinem Bankkonto. Denn die lesen mit, was ihr Opfer auf der falschen

Homepage eintippt.

Ein schicker Wagen ist das, der auf dieser tollen Autobörse im Internet angeboten wird! Der Verkäufer wohnt in Spanien und wünscht, die Kaufsumme per Bargeldtransfer über einen Finanzdienstleister zu erhalten. Der Kauf wird getätigt, das Geld überwiesen. Der Pkw aber kommt nie in Deutschland an. Zwar gibt es ihn tatsächlich, ebenso wie den vermeintlichen Verkäufer. Der aber wollte sein Automobil nie loswerden. Betrüger hatten es vor seinem Haus fotografiert und dann per Internet feilgeboten.

Das sind zwei der raffinierteren Maschinen aus der Welt der Online-Kri-

minalität. Viele andere sind dagegen derart plump, dass sich so mancher Internet-Nutzer fragt, wer denn bitteschön überhaupt in so eine Falle tappt. Gesicherte Zahlen dazu gebe es nicht, sagt Professor Eric Hilgendorf, Jurist an der Uni Würzburg und Experte für Computerstrafrecht: „Denn viele Geschädigte melden sich erst gar nicht. Sie schämen sich, dass sie auf so einen Betrug hereingefallen sind.“ Vor diesem Hintergrund also sollte die Kriminalstatistik der Polizei mit Vorsicht betrachtet werden. Sie weist für 2005 deutschlandweit insgesamt rund 118.000 erfasste „Fälle mit Tatmittel Internet“ aus. In Wirklichkeit dürften

Zur Person

Eric Hilgendorf hat seit 2001 den Lehrstuhl für Strafrecht, Strafprozessrecht, Rechtstheorie, Informationsrecht und Rechtsinformatik an der Uni Würzburg inne. Der gebürtige Stuttgarter studierte Philosophie, Neuere Geschichte und Rechtswissenschaft in Tübingen. Dort promovierte er und habilitierte sich auch. 1997 wurde er Professor für Strafrecht und Nebengebiete an der Uni Konstanz. Von dort wechselte er nach Würzburg.

es mehr sein.

Auf das Geld hilfsbereiter Menschen hat es die so genannte Nigeria-Connection abgesehen. Diese Bande verschickt massenhaft E-Mails an Bürger wohlhabender Länder. Mal stellt sich ein Herr Abba Abacha vor, angeblich Sohn eines früheren nigerianischen Generals, mal eine Frau Isoken Abiola, die „gottesfürchtige Witwe eines früheren Politikers, Geschäftsmanns und Philanthropen“. Immer geben die Absender mit den abenteuerlichsten Begründungen vor, über große Geldsummen zu verfügen und sie außer Landes schaffen zu wollen. Sie bitten die Mail-Empfänger, ihnen Tausende von Dollars zu überweisen, damit das Projekt in Gang kommt. Dafür versprechen sie dann eine Belohnung in Millionenhöhe.

„Ob derart skurrile Betrügereien überhaupt strafbar sind, darüber haben Rechtsgelehrte schon im 19. Jahrhundert diskutiert“, sagt Hilgendorf. Durch das Internet sei diese Debatte heute wieder aktuell. Die meisten Juristen seien der Ansicht, das Strafrecht müsse immer greifen. „Ich dagegen meine, dass die Betroffenen manchmal auch selbst schuld sind – wenn sie nämlich auf extrem durchsichtige Betrugsversuche anspringen“, so der Professor. Diese Einstellung erläutert er mit einem Beispiel: „Wenn ich jemandem erzählen würde, ich sei der Kaiser von China und bräuchte eine Million Euro, um Minister einstellen zu können, und jemand gäbe mir das Geld – wäre das dann mir in einem strafrechtlich relevanten Sinn vorzuwerfen?“

Die Chancen, dass Internet-Täter ge-

fasst werden, schätzt der Würzburger Experte als gering ein. Oft sind die Betrüger im Ausland aktiv, gern in exotischen kleinen Staaten, und die Zusammenarbeit mit den Strafverfolgungsbehörden vor Ort lasse zu wünschen übrig. Doch egal, von wo die bösen Buben operieren: Wenn sie sich nach deutschem Recht strafbar machen, können sie verhaftet werden, sobald sie deutschen Boden betreten oder von anderen Staaten ausgeliefert werden. „International gesehen greift das deutsche Recht da sehr weit aus“, sagt Hilgendorf. Beispiel: der Fall Frederick Toeben. Dieser Mann betrieb in Australien einen Server, auf dem er in englischer Sprache den Holocaust leugnete. In Australien ist das nicht strafbar. Als Toeben aber nach Deutschland reiste, um hier einen Bekannten zu besuchen, wurde er wegen des Verdachts auf Volksverhetzung festgenommen und verurteilt.

„Junge Menschen brauchen mehr Medienkompetenz“

Doch zurück zur Nigeria-Connection. Deren Methoden lohnen sich nur, wenn sie die E-Mail-Köder in Massen verschickt: Die meisten Empfänger durchschauen die Absicht, doch einige nehmen die Phantasie-Geschichten für bare Münze und beißen an. Und angesichts der Summen, um die es geht, genügen schon wenige Vertrauensselige, um das Ganze für die Bande finanziell lohnend zu machen. Außerdem ist der Teich, in den die Verbrecher ihre Köder werfen, sehr gut mit Fischen gefüllt: 2004 waren weltweit schätzungsweise 285 Millionen Computer ans Netz angeschlossen. Allein in Deutschland griffen nach Angaben der „Arbeitsgemeinschaft Online Forschung“ im vergangenen Jahr mehr als 37 Millionen Menschen auf das Internet zu.

Gefährdet sind vor allem unerfahrene Internet-Nutzer sowie Kinder und Jugendliche. „Um die Online-Kriminalität eindämmen zu können, wäre es dringend nötig, den jungen Leuten die

nötige Medienkompetenz beizubringen“, mahnt Hilgendorf. An den Schulen passiere da viel zu wenig. Dagegen bringe es seiner Einschätzung nach nichts, das Computer-Strafrecht immer mehr zu verschärfen. „Da begeben wir uns in einen Wettlauf mit den Tätern, den wir nicht gewinnen können. Wir brauchen wenige, solide Normen, die bei möglichst vielen Fällen greifen.“

Das erste Computer-Strafrecht der Welt wurde 1986 in Deutschland eingeführt. Seine Regelungen sind offensichtlich gut, denn erst jetzt wird es erstmals reformiert. An diesem Prozess wirkt Professor Hilgendorf mit; im März war er als Sachverständiger zu einer Anhörung im Bundestag eingeladen.

Zwei Nachbesserungen stehen zur Debatte. Zum Einen geht es um die Vorbereitung von Computer-Straftaten: Künftig soll auch die Herstellung so genannter „Hacking Tools“ unter Strafe gestellt werden. Damit sind Werkzeuge gemeint, mit deren Hilfe sich die Computer fremder Leute knacken lassen. „Ich bin gegen diese Neuerung. Hacking Tools sind auch nützlich; sie werden unter anderem für den Zweck produziert, damit zum Beispiel Firmen systematisch die Einbruchsicherheit ihrer Computernetze testen können.“

Zum Anderen sollen „Denial-of-Service-Angriffe“ strafbar werden, was Hilgendorf befürwortet. Worum es dabei geht, beschreibt er an einem realen Fall: Ein Mann hatte sich über die Preispolitik der Lufthansa geärgert. Als Rache installierte er per E-Mail kleine Programme auf vielen fremden Computern – unbemerkt von deren Besitzern. Diese Programme schickten dann alle gleichzeitig zahllose Anfragen an die Lufthansa, so dass deren Internet-Plattform für Stunden lahmgelegt

Eigenartige Subkultur

Das Kantel-Chaos-Team aus Berlin hat diverse Mails der Nigeria-Connection im Internet versammelt, um dieses „eigenartige Stück Subkultur“ der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Schriftstücke sind in englischer Sprache verfasst und bieten eine durchaus amüsante Lektüre:
www.nigeria-connection.de

Meistens Betrug

„Bei fast vier Fünftel der Fälle mit Internet als Tatmittel handelt es sich um Betrugsdelikte (79,5 Prozent). Besonders hervorzuheben ist hierbei der Warenbetrug, auf den allein mehr als zwei Fünftel (45,0 Prozent) aller Fälle entfallen. Beachtenswert ist auch der Anteil von 8,8 Prozent bei Straftaten im Zusammenhang mit Urheberrechtsbestimmungen sowie von 4,8 Prozent bei der Verbreitung pornographischer Schriften. Bei Letzterem dient das Internet mittlerweile in mehr als der Hälfte der Fälle (61,7 Prozent) als Tatmittel.“ (Aus der Polizeilichen Kriminalstatistik 2005)

war. Eine derartige Tat – viele Rechner gleichzeitig und gezielt auf einen einzigen zu hetzen – wird vom derzeitigen Strafrecht nicht sicher abgedeckt.

In Sachen Computer und Recht hat derzeit auch das Bundesinnenministerium Neuerungen im Sinn. Der Staat will Terror-Attentätern künftig zeitig auf die Schliche kommen. Um das zu erreichen, sollen die Telekommunikationsverbindungen aller Bundesbürger ein Jahr lang gespeichert werden – egal ob die Leute unbescholten sind oder verdächtig. Die Sicherheitsbehörden könnten damit genau nachvollziehen, wer sich welche Internetseiten angesehen oder wer wann mit wem telefoniert hat.

„Damit stellt der Staat seine Bürger unter Generalverdacht“, klagen viele Kommentatoren in den Medien. Hilgendorf meint dazu: „Ich fürchte, die Vorratsdatenspeicherung ist erforderlich. Besser jetzt Maßnahmen ergreifen als erst nach einem Terrorangriff tätig werden.“ Für die Bekämpfung der „normalen“ Computer-Kriminalität allerdings brächten diese Daten nicht viel. „Da stecken in den E-Mails oft Kontonummern oder andere Angaben drin, die bei der Identifizierung gut genug helfen können.“

Angesichts der Terrorgefahr verfolgt das Innenministerium außerdem Pläne, dem Staat das Ausspähen privater PCs rechtlich zu ermöglichen. Die Ermittlungsbehörden sollen über das Internet, unbemerkt vom PC-Nutzer, auf dessen Computer kleine Spionage-Programme installieren dürfen. Diese sind in der Lage, alle Tätigkeiten am PC mitzuvollziehen, auch den E-Mail-Verkehr, und die auf dem Computer gespeicherten Dateien per Internet an die Polizei zu übermitteln.

„Das ist ein sehr massiver Eingriff in die Persönlichkeitsrechte“, gibt Hil-

gendorf zu bedenken. Schließlich sei der Computer für die private Lebenswelt inzwischen immens wichtig. Auf ihm werden Urlaubsbilder gespeichert, private Briefe, Geldangelegenheiten und viele andere Dinge, die nicht für fremde Augen bestimmt sind. Heimlichen Online-Durchsuchungen steht der Professor darum skeptisch gegenüber. Falls die Pläne realisiert werden, müsse man die Voraussetzungen für solche Ausforschungen gut definieren und jede Recherche genau dokumentieren und überprüfbar machen.

Betrüger mit immer neuen Methoden, der Staat mit umstrittenen Plänen – über mangelnde Arbeit können sich die Würzburger Computer-Strafrechtler nicht beklagen. Genau hier liegt auch der Grund, warum Eric Hilgendorf sich in den 1980er-Jahren diesem Gebiet zugewandt hat: „Ich war damals an einem Tübinger Lehrstuhl tätig, der in Sachen Computer-Strafrecht schon recht weit war. Und ich habe nach neuen Themen gesucht, nach Forschungslücken. Ich wollte auf einem Feld arbeiten, das in Bewegung ist, am Puls der Zeit.“

Wenn Avatare sich Speere klauen

Ganz klar: So ein Feld hat Hilgendorf gefunden. Die nächste Herausforderung für ihn und seine Forschungsgruppe zeichnet sich übrigens ab: Inzwischen sind die Menschen auch schon im Second Life straffällig geworden. Second Life, das ist eine dreidimensional gestaltete künstliche Welt im Internet, in der sich jeder Nutzer einen so genannten Avatar schaffen kann, einen virtuellen Stellvertreter seiner selbst. Die Avatare sprechen, flirten und handeln miteinander. Damit sie einkaufen können, gibt es in der Kunstwelt Ableger realer Firmen. Seit kurzem bietet die Fachhochschule Köln in Second Life sogar Vor-

lesungen an – zum Thema Multimedia. Letzten Endes ein Abbild des Alltags – auch wenn sich die Menschen in Form ihrer Avatare neu erfinden können. Also warum sollte diese Welt ohne Verbrechen bleiben? Tatort Korea: Die Einwohner dieses asiatischen Landes sind sehr spielfreudig und internet-technisch voll auf der Höhe. Dort ist es zum ersten Sündenfall im Second Life gekommen. Ein Avatar hat einem anderen den virtuellen Speer gestohlen, der zuvor allerdings mit reellem Geld gekauft worden war – natürlich beim virtuellen Ableger einer echten Firma. Ein virtuelles oder ein echtes Verbrechen? „Wenn wie hier reale Güter verletzt werden, dann greift das deutsche Computer-Strafrecht“, sagt Hilgendorf. Also wäre der Speerklau dann ein echter Diebstahl. „Aus Deutschland sind aber bisher noch keine Straftaten im Second Life bekannt. Das sind einfach neue Dinge, die man beobachten muss.“ Denkbar ist ja Vieles in der schönen Kunstwelt: Avatare prügeln und verklagen sich, werden vom Flirt-König zum Stalker oder widmen sich der Online-Kriminalität. Dann wäre es höchste Zeit für Hilgendorf und sein Team, in der virtuellen Parallelwelt eine Lehrstuhl-Filiale aufzumachen.

Robert Emmerich

Hacking & Phishing

Eric Hilgendorf und seine Mitarbeiter Thomas Frank und Brian Valerius haben 2005 das Lehrbuch „Computer- und Internetstrafrecht“ vorgelegt. Es vermittelt einen fundierten Überblick über das Gebiet, angefangen vom klassischen Computerbetrug und Daten-Hacking bis hin zu den jüngsten kriminellen Erscheinungsformen wie Domain-Hijacking und Phishing. Darüber hinaus widmet es sich künftig zu erwartenden Entwicklungen, vor allem der zunehmenden Internationalisierung des Rechts auf diesem Gebiet. Das Buch ist im Springer-Verlag Heidelberg erschienen, hat 250 Seiten und kostet 24,95 Euro.



Zwar gibt es meterweise Literatur über die Residenz – an Wissen über ihre Entstehungsgeschichte fehlt es dennoch. (Foto Robert Emmerich)

Ein neuer Blick auf die Residenz

Zur Erforschung der Entstehungsgeschichte der Würzburger Residenz / Von Stefan Kummer

Spätestens seitdem die Unesco der Würzburger Residenz die Auszeichnung „Welterbe“ verliehen hat, genießt das „Schloss über allen Schlössern“, wie das Bauwerk häufig genannt wird, Weltruhm. Zwar ist die Literatur über die Residenz umfangreich, aber die Erforschung ihrer langwierigen und in vielen Punkten dunklen Entstehungsgeschichte stagniert seit den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts:

Es fehlt an grundlegenden Forschungsarbeiten

Obwohl in der Zwischenzeit viele neue, über die Entstehung der Residenz Aufschluss gebende Quellen publiziert wurden, sind seitdem keine grundlegenden Forschungsbeiträge mehr erschienen. Von wenigen kleineren Aufsätzen und einem vor einigen Jahren veröffentlichten Buch über die Hofkirche abgesehen, wird in den einschlägigen Publikationen über die Residenz nur Altbekanntes und manches

Fragwürdige wiederholt, obgleich die Forschungsdefizite seit langem erkannt worden sind.

Ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) sechs Jahre lang, von 1999 bis 2005 gefördertes Projekt am Lehrstuhl für Kunstgeschichte der Universität Würzburg, an dem außer dem Kunsthistoriker Prof. Stefan Kummer die Kunsthistorikerinnen Dr. Verena Friedrich und Dr. Michaela Neubert beteiligt sind, verfolgt das Ziel, erstmals die Bau- und Ausstattungsgeschichte der Residenz auf der Grundlage sämtlicher erfassbaren Schrift- und Bildquellen in umfassender Weise zu rekonstruieren, wobei insbesondere die folgenden Fragen beantwortet werden sollen:

Wer sind die für den Bau verantwortlichen Künstler, seien es Architekten, Bildhauer oder Maler, und wie lassen sich ihre jeweiligen Beiträge bestimmen? Welcher Anteil kommt insbesondere Balthasar Neumann am Entwurf

des Bauwerks und an seiner Ausführung zu?

Wie gestalteten sich die Bauorganisation und der Prozess der Bauerrichtung sowie der inneren Ausstattung in den Jahren von 1720 bis 1779?

Welchem ikonographischen Programm folgen die bildkünstlerischen Ausstattungen des Äußeren sowie des Inneren der Residenz?

Welche Aufgaben erfüllte das Bauwerk, welchen Funktionen diente es?

Welchen historischen „Standort“ nimmt die Residenz in der Geschichte des europäischen Schlossbaus ein?

Die erste lückenlose Darstellung der Baugeschichte

Als Ergebnis ausgedehnter Archivarbeiten konnte eine umfangreiche, chronologisch angeordnete Quellensammlung in Form eines Journals erstellt werden, die – erstmals – die lückenlose Darstellung der etwa sechs Jahrzehnte umfassenden Bau- und Ausstattungsge-

schichte der Residenz ermöglicht. Darüber hinaus wurde ein umfangreicher prosopographischer Quellenkomplex zu den am Bau und seiner Ausstattung beteiligten Künstlern erarbeitet; er enthält viele bisher unbekannte Nachrichten zur Würzburger Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts. Ferner sind alle erreichbaren Quellen gesammelt worden, die über die Veränderungen an dem Bauwerk im Laufe seiner Geschichte Auskunft geben. Nicht zuletzt stehen nunmehr auch alle Quellen zur Verfügung, welche die Genese des zur Residenz gehörigen Hofgartens dokumentieren.

Sämtliche von den Bearbeitern zusammengestellten Quellenkomplexe umfassen sowohl Schrift- als auch Bildquellen, wie zum Beispiel Pläne, Zeichnungen, Druckgraphiken und historische Fotografien. Dank der geradezu überwältigenden Fülle der erfassten Quellen lässt sich die Errichtung des Rohbaus von 1720 bis 1744 minutiös, in fast allen Details, verfolgen, und zwar von der Baustelleneinrichtung bis zum Aufschlagen der Dachstühle sowie der Schiefereindeckung. Insgesamt haben sich viele neue und wesentlich präzisere Aufschlüsse über den vielschichtigen und komplizierten Bauverlauf ergeben. Mit Hilfe einer philologisch-genauen Lektüre der Schrift- und Bildquellen lässt sich nunmehr genau erkennen, was Balthasar Neumann und der erste Bauherr der Residenz, Johann Philipp Franz von Schönborn, zwischen 1720 und 1724 planten, bevor letzterer verstarb.

Ferner ist es möglich, exakter als bisher zu bestimmen, wie sich der Planungsprozess unter dem zweiten entscheidenden Bauherrn, Friedrich Karl von Schönborn, in den Jahren zwischen 1730 und 1740 gestaltete, als Neumann und der Wiener Architekt Johann Lukas v. Hildebrandt miteinander konkurrierten. Auf der Basis der Schriftquellen konnten erstmals die Geschichte der plastischen Ausschmückung der Residenzfassaden verfolgt, die Anteile der einzelnen Bildhauer bestimmt und die weiteren Schicksale der Bauplastik geklärt werden. Das ikonographische Programm des bauplastischen Schmucks, das sich während der Entstehungszeit der Residenz allmählich entwickelte, lässt sich infolge genauer Bestimmung der Bildwerke entschlüsseln. Auch der

Verlauf der Ausstattungsarbeiten im Inneren kann anhand der Archivalien nunmehr bis ins Detail hinein verfolgt werden.

So ist es jetzt möglich, über untergegangene Raumdekorationen, wie in der ersten und zweiten Bischofswohnung, genaue Aufschlüsse zu gewinnen. Dasselbe gilt für die ehemalige Große Galerie am südlichen Ende der Paradezimmerflucht. Neue Einsichten konnten ferner zur Geschichte der Ausstattung des Treppenhauses erzielt werden. Nicht generell, sondern nur differenziert beantworten lässt sich die Frage nach den Funktionen, welche die Räumlichkeiten der Residenz zu erfüllen hatten, denn deren Nutzung war grundsätzlich variabel und zudem häufigem Wechsel unterworfen.

Sogar am Bau selbst konnten Entdeckungen gemacht werden, wie zum Beispiel am Gewölbe des Kaisersaales, das ursprünglich eine etwas andere Form erhalten sollte. Eine Überraschung stellte ferner die Entdeckung einer ori-

ginalen – freilich nicht mehr benutzten und benutzbaren – Abtrittanlage des 18. Jahrhunderts dar.

Zur Klärung des historischen „Standorts“ der Residenz kann hier nur angedeutet werden, dass sie in der Tat, wie schon andere behauptet haben und wie sich nunmehr freilich demonstrieren lässt, eine Summe des europäischen Schlossbaus seit der Renaissance darstellt. Schließlich konnte die langwierige, bisher nur unzulänglich erforschte Entstehungsgeschichte der Hofgartenanlage samt ihrer Pflanzungen zwischen 1720 und 1779 und der reichen skulpturalen Ausstattung geklärt werden.

Es wird noch einige Jahre dauern, bis die gesamten Forschungsergebnisse gedruckt vorliegen werden. Geplant ist eine zweibändige Publikation, der auf CD-ROM alle relevanten Quellen beigegeben sind.

Prof. Dr. Stefan Kummer ist Inhaber des Lehrstuhls für mittlere und neuere Kunstgeschichte der Universität Würzburg



Eigentlich ist die Residenz hinreichend bekannt. Trotzdem tauchen bei genaueren Untersuchungen immer noch überraschende Entdeckungen auf. (Foto Gunnar Bartsch)

Rechnerstress für sorgenfreie Reklamationen

Mathematiker unterstützen Pkw-Hersteller bei der Abwicklung von Garantiefällen

Man kennt das: Ein Kunde kauft sich einen neuen Pkw, fährt ein paar Monate damit herum und vernimmt plötzlich ein Rumpelgeräusch von der Hinterachse. Kein großes Problem, in der Werkstatt wird der Fehler binnen eines Tages behoben, der Mann kann wieder glücklich vom Hof fahren; bezahlen muss er nichts, schließlich ging die Reparatur auf Garantie. Keine große Sache an und für sich – wenn nicht am Ende doch einer zahlen müsste: der Hersteller des Wagens. Der ist nämlich dafür verantwortlich, dass seine Produkte im Rahmen der Garantiezeit fehlerlos funktionieren; er muss deshalb der Werkstatt Material und Arbeitszeit erstatten. Und wie so oft im Leben wird an diesem Punkt aus einer an und für sich vergleichsweise einfachen Angelegenheit ein vielschichtiger Prozess, der in diesem Fall so komplex ist, dass sich der Hersteller – in diesem Fall Audi – Hilfe bei Mathematikern von der Universität Würzburg geholt hat.

„Audi ist vor rund zehn Jahren an mich herangetreten mit der Bitte, ein mathematisches Verfahren zu entwickeln, mit dem die Firma möglichst realitätsnah berechnen kann, inwieweit diese Zahlungen an die jeweiligen Händler im Rahmen von Gewährleistungsanträgen tatsächlich berechtigt waren“, erklärt Michael Falk. Damals war Falk noch Professor an der Katholischen Universität Eichstätt und somit quasi Nachbar zum Audi-Stammsitz in Ingolstadt. Das Projekt hat er bei seinem Wechsel auf den Lehrstuhl für

mathematische Statistik an der Universität Würzburg mitgenommen; seine Mitarbeiterin Diana Stöhr hat Falks Berechnungen aus dem vergangenen Jahrzehnt jetzt im Rahmen ihrer Diplomarbeit erneut einer Überprüfung unterzogen.

Eine Hochrechnung, die so nah wie möglich an der Realität liegt

„Wo ist das Problem?“, mag sich der Laie denken, wenn er den ersten Absatz liest. „Die Werkstatt repariert, Audi bezahlt, alles bestens!“ Doch die Tücke liegt in den Details. Wer garantiert dem Hersteller, dass die Werkstatt tatsächlich nur das in Rechnung stellt, was notwendig und was erforderlich war? Woher soll Audi wissen, dass nicht Material abgerechnet wurde, das gar nicht zum Einsatz gekommen war, und Arbeitszeit, die nie erbracht worden ist? Die Vorstellung, dass solche Geschäfte auf Treu und Glauben ablaufen sollten, ist in den Dimensionen, um die es hier geht, vermutlich allzu naiv.

1.135.554 Fahrzeuge hat der AudiKonzern im vergangenen Jahr weltweit an seine Händler ausgeliefert. Die Zahl der Gewährleistungsfälle taucht zwar in der Jahresbilanz nicht auf; man kann sich jedoch leicht ausrechnen, dass sie in einem Bereich liegt, in dem es nicht mehr möglich ist, jede einzelne Abrechnung detailliert zu überprüfen. „Audi hat deshalb ein sogenanntes ‚Gewährleistungs-Audit‘ eingeführt, bei dem speziell geschulte Auditoren die Händler vor Ort besuchen und die Gewährleistungsanträge eines bestimmten Zeit-

raums überprüfen“, erklärt Falk. Diese Teams haben in der Regel lange Zeit selbst als Mitarbeiter in einem Autohaus gearbeitet und wissen genau, wie lange es dauern darf, ein Getriebe auszubauen, und wie viel Öl hinterher nachgefüllt werden muss. Häufig stellen die Kontrolleure bei ihren Besuchen fest, dass der Händler mehr Leistungen in Rechnung gestellt hat als angemessen gewesen wären; was zu viel bezahlt wurde, fordert Audi zurück. Und genau das ist der Punkt, an dem ein mathematischer Statistiker seinen Einsatz hat.

„Natürlich wäre es ideal, wenn die Auditoren sämtliche Fälle überprüfen könnten. Aufgrund der großen Zahl und der begrenzten Zeit ist das jedoch nicht möglich“, erklärt Falk. Eine Woche dauert in der Regel ein Besuch bei einem einzelnen Händler; etwa 60 Rechnungen können die Kontrolleure in dieser Zeit realistischweise durcharbeiten. Das Ergebnis aus dieser Untersuchung auf die Gesamtzahl aller Gewährleistungsfälle hochzurechnen – das war der Auftrag an den Mathematiker.

Klingt doch eigentlich ganz einfach, wie eine Sachrechnung aus dem Mathebuch der 5. Klasse: „Händler X hat in 60 Rechnungen insgesamt 500 Euro zu viel verlangt. Wie hoch ist der Schaden, wenn er 600 dieser Rechnungen eingereicht hat?“ Simpel: 5000 Euro natürlich. Leider zu simpel für die Realität. „Bei diesem Vorgehen wäre die Abweichung vom tatsächlich Wert in viel zu

vielen Fällen zu groß“, sagt der Statistiker – was weder im Sinne von Audi noch in dem der betroffenen Händler sein kann. Schließlich verstehen sich Konzern und Händler als Partner und nicht als Gegner. Da könnte sich eine Kontrolle, deren Ergebnis angreifbar ist, allzu leicht als Spaltpilz in der Partnerschaft erweisen. „Unser Auftrag war es deshalb, ein Verfahren zu entwickeln, mit dem sich auf der Basis von 60 zufällig gezogenen Stichproben ein Gesamtergebnis hochrechnen lässt, das in nicht mehr als fünf Prozent aller Fälle den tatsächlichen Wert überschreitet“, erklärt Falk. Anders ausgedrückt: In 95 von 100 Audits stimmt die Summe, die Audi von seinen Händlern zurückfordert, in 95 Prozent ist das Verfahren gerecht.

Eine Theorie, ein Algorithmus und ein Computercode waren das Ergebnis von Falks Bemühungen. Das alles anwenderfreundlich in eine graphische Oberfläche gegossen, eine Anleitung und eine Dokumentation dazu – fertig ist die Anwendung für die Auditoren. Die müssen bei ihren Händlerbesuchen jetzt nur noch die Ergebnisse ihrer Stichproben in den Rechner eingeben und einen Knopf drücken – sofort spuckt das Notebook den Betrag aus, den der Händler zu viel – oder in seltenen Fällen zu wenig – in Rechnung gestellt hat.

Im Computerzeitalter sind zehn Jahre eine Ewigkeit

Spricht man mit einem Statistiker über seine Arbeit, die er vor zehn Jahren angefertigt hat, bekommt man das Gefühl, er spricht von einer grauen Vorzeit: „Seitdem hat sich im Bereich der Computer so viel verändert, das kann man sich gar nicht vorstellen“, sagt Falk. Und das ist der Grund, warum sich seine Mitarbeiterin Diana Stöhr jetzt in ihrer Diplomarbeit noch einmal mit Falks



Probesitzen im neuen Audi TT Roadster : Michael Falk und Diana Stöhr. (Foto privat)

Thema rien und Algorithmen beschäftigt hat. „Dank der heutigen Rechner-technik konnte ich das ganze Verfahren sehr viel detaillierter simulieren und testen“, erklärt die Mathematikerin. Viele Parameter wie zum Beispiel die Größe der Stichprobe oder die Verkaufszahlen der Händler hat Stöhr systematisch variiert und im Anschluss die Rechenergebnisse kontrolliert. Bis zu zehn Millionen Mal habe sie dabei einzelne Stichproben gezogen und nach den optimalen Werten gesucht, sagt sie. Ein Vorhaben, für das „eine wahnsinnige Rechnerkapazität“ notwendig sei. Ganze Geräteparks seien in dieser Zeit am Lehrstuhl für mathematische Statistik im Einsatz gewesen; trotzdem hätten manche Simulationen mehrere Wochen Rechenleistung in Anspruch genommen. Und das Ergebnis? „Das Programm erfüllt auch heute noch die Vorgaben, die Audi vor mehr als zehn Jahren gemacht hat“, sagt Diana Stöhr. An einzelnen Details seien geringfügige Verbesserungen möglich. „Als wir das System eingeführt haben, war das eine Revolution für Audi. Jetzt ist nur noch

Evolution möglich“,
ergänzt

Falk. Überhaupt ist der Statistiker zufrieden mit der Kooperation mit dem Autohersteller: „Da kann man mal sehen, welchen handfesten Nutzen mathematische Statistik besitzt.“ Audi beweise mit dem Einsatz des Programms, dass sein Werbeslogan „Vorsprung durch Technik“ nicht allein für die Pkws gelte, sondern auch für die Arbeitsweise im ganzen Betrieb.

Übrigens: Auch wenn die Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für mathematische Statistik ein sogenanntes Drittmittelprojekt war, das von Audi finanziert wurde, sind Falk und Stöhr damit nicht reich geworden. Und wenn das Verfahren von anderen Herstellern innerhalb der VW-Familie, zu der Audi gehört, übernommen wird – möglicherweise arbeitet demnächst Porsche damit – fließen keine Tantiemen oder ähnliche Leistungen an die beiden Mathematiker. In einen Audi A8 oder TT Roadster werden sie deshalb auch in Zukunft nur während eines Besuchs auf dem Firmengelände einsteigen können – als Besucher, nicht als Besitzer.

Gunnar Bartsch

Forscher sagen Düfte vorher

Spermien als Helfer – Würzburger Chemiker tauschen Moleküle

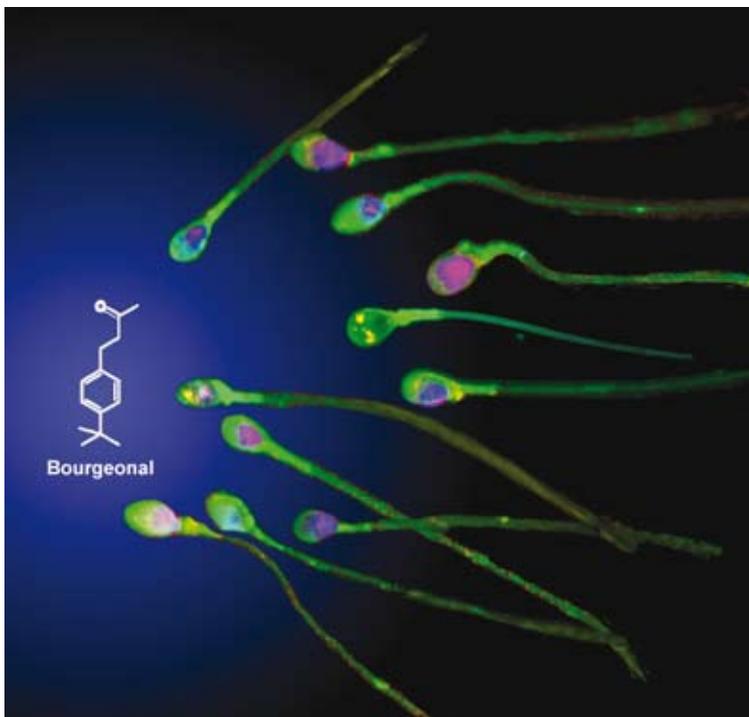
Ein Parfümeur will einen neuen Geruch kreieren. Er steht vor Flakons mit wertvollen Essenzen, mischt sie, prüft den Duft, verändert die Mixtur, bis er das ideale Endprodukt gefunden hat. Nun ja, diese Szenerie taugt eher für Historienfilme. In der Realität läuft die professionelle Suche nach neuen Riechstoffen im Labor ab.

Dabei stellen sich die Forscher unter anderem der Herausforderung, den Geruch von Molekülen vorhersagen zu wollen. Ein ehrgeiziges Ansinnen, läuft doch der Riechvorgang sehr komplex ab. Über erfolgreiche Gehversuche auf diesem schwierigen Gebiet haben im Mai Wissenschaftler in der Zeitschrift „Angewandte Chemie“ berichtet.

Wenn dem Menschen ein bestimmter Duft in die Nase steigt, dann starten in seinem Riechorgan komplizierte Prozesse. Vereinfacht gesagt, setzen sich die Geruchsmoleküle an Rezeptoren fest, die daraufhin Nervensignale in Richtung Gehirn abfeuern. Dort wird die Botschaft verarbeitet und der Mensch erkennt: „Ah, hier riecht es nach Rosen!“ oder „Pfui, das stinkt nach Stallmist!“

In der Nase befinden sich rund 350 verschiedene Sorten von Riechstoff-Rezeptoren. Ob sie nun auf Rosenduft anspringen oder auf eher unangenehme Ausdünstungen, hängt auch von der äußeren Gestalt der Duftmoleküle ab. Denn die Rezeptoren verfügen über speziell modellierte, gut abgegrenzte Bereiche, an denen jeweils nur entsprechend geformte Moleküle andocken und den Riechprozess in Gang setzen können.

Wissenschaftler von den Universitäten Würzburg und Bochum wollten zusammen mit Forschern der Givaudan Schweiz AG, dem weltweit größten Riechstoffkonzern, Folgendes heraus-



Spermien folgen dem Geruch von Bourgeonal, einem Bestandteil des Maiglöckchendufts. (Bild Uni Bochum)

finden: Wenn die Strukturen des Rezeptors und neu synthetisierter Duftstoffe bekannt sind – lassen sich dann mit Hilfe der Molekülmodelle am Computer Dufteigenschaften vorhersagen?

Um diese Frage zu beantworten, nutzten die Forscher unter anderem das „Riechvermögen“ von Samenzellen aus. Das Bochumer Team von Professor Hanns Hatt hatte nämlich vor wenigen Jahren entdeckt, dass die Spermien des Menschen sich entlang einer Duftspur der synthetischen Maiglöckchen-Duftstoffe Lillial und Bourgeonal

orientieren können; die Spermien besitzen dafür einen eigenen Riechrezeptor. Der ist übrigens mit dem in der Nase des Menschen identisch.

Die Forscher ersetzten nun in den beiden Duftstoffen jeweils ein Kohlenstoff-Atom durch ein Silicium-Atom. Dieser Tausch ist machbar, weil die beiden Elemente sich sehr ähnlich sind. Durchgeführt wurde er in den Labors von Reinhold Tacke. Der Würzburger Professor ist ein Spezialist für die Chemie des Siliciums und verfügt in Sachen Kohlenstoff-Silicium-Tausch über langjährige Erfahrung – vor allem im Bereich pharmazeutischer Wirkstoffe. Seinen Angaben zufolge blieb die äußere Form der beiden Moleküle durch den Atomtausch so gut wie unverändert. Mit ihren Computermodellierungen kamen die Forscher dann zur Einschätzung, dass der Maiglöckchen-Duft der beiden Silicium-Analoga seinen Hauptcharakter behalten müsste. Abweichungen hielten sie nur bei den begleitenden Nuancen für denkbar. Außerdem sagten sie voraus, dass die Geruchsschwelle etwas höher sein müsste – dabei handelt es sich um die Duftstoff-Konzentration, die gerade noch wahrgenommen werden kann. Der neue Geruch sollte also etwas



Reinhold Tacke (Foto Robert Emmerich)

schwerer zu riechen sein.

In allen Punkten lagen die Wissenschaftler richtig: Die Spermien sprangen auch auf die siliciumhaltigen Maiglöckchen-Moleküle an. Sie bemerkten deren Duft – wie vorhergesagt – bei etwas höheren Konzentrationen. Gefragt waren dann aber auch die Sinne des Menschen: Die Givaudan-Forscher um Philip Kraft bestätigten die Beibehaltung des Hauptcharakters, des „typisch blumig-aldehydigen Maiglöckchen-Duftes“, und auch die Abweichung in den Begleitnuancen. So attestierten sie dem Silicium-Analogen von Lilial eine „etwas rosigere Tonalität und eine weniger frische, spritzige und wässrige“ Note als dem Lilial selbst.

Die Experimente brachten zudem Klarheit in einer anderen Sache: Vor etwa zehn Jahren hatte der Duftforscher Luca Turin in den USA die Theorie aufgestellt, dass nicht die Gestalt, sondern die Schwingungseigenschaften für den Geruch eines Moleküls verantwortlich seien. Das scheint aber so nicht zu stimmen. „Weil ein Silicium-Atom mehr als doppelt so schwer ist

wie ein Kohlenstoff-Atom, sollten sich durch den Tausch die Schwingungseigenschaften der Maiglöckchen-Duftmoleküle deutlich verändern“, erklärt Tacke. Sollte Luca Turin im Recht sein, hätten sich also die Geruchseigenschaften durch den Atomtausch ändern müssen. „Wir sind ziemlich sicher, dass der Duft nicht von Schwingungen, sondern durch die elektronischen Oberflächeneigenschaften eines Moleküls bestimmt wird“, sagen Tacke und seine Kooperationspartner. Nun seien weitere Untersuchungen mit anderen Rezeptoren und anderen Riechstoffen nötig, um das Ergebnis zu untermauern.

Ob sich mit diesem Wissen in Zukunft gezielt neue Riechstoffe designen lassen, bleibt aber fraglich. Zum einen müssten die Forscher hierfür möglichst alle 350 Riechstoff-Rezeptoren des Menschen genau charakterisieren. Und zum anderen ist da nach wie vor das Problem des komplexen Riechvorgangs – so kann zum Beispiel ein einzelner Riechstoff viele verschiedene Rezeptoren unterschiedlich stark akti-

vieren. Darum müssen die modernen Duft-Designer wohl noch für längere Zeit ihrer derzeitigen Strategie folgen: Statt Geruchsmoleküle zu kreieren, die genau in bestimmte Rezeptoren passen, werden sie weiterhin bekannte Düfte als Vorbild nehmen und Moleküle synthetisieren, die von der Struktur her ähnlich aussehen. Aber die Zukunft des gezielten Riechstoff-Designs hat begonnen ...

Robert Emmerich

Zum Weiterlesen

„Duftvorhersage: das Computermodell des hOR17-4-Rezeptors auf dem Prüfstand mit Silicium-Analoga von Bourgeonal und Lilial“, Leszek Doszczak, Philip Kraft, Hans-Peter Weber, Rüdiger Bertermann, Annika Triller, Hanns Hatt und Reinhold Tacke, *Angewandte Chemie* 2007-46/18, zweite Mai-Ausgabe, DOI 10.1002/ange.200605002



Kunstwerke aus Wort, Musik und Tanz

Über die zahlreichen Funktionen der Schauspielmusik
Von Irmgard Scheitler

Manchmal machen wir uns allzu trockene Begriffe von der Kunst vergangener Jahrhunderte. Welcher Deutsche, der von Winkelmanns Idee „edler Einfalt“ beseelt ist, hätte sich träumen lassen, dass die Tempel der alten Griechen fröhlich bunt und nicht marmorweiß waren? Ähnlich steht es auch mit unseren Vorstellungen von der Dichtung. Der Germanist ist gewohnt, mit der Frühen Neuzeit Vanitas und Memento mori zu assoziieren. Nahezu alle Abhandlungen über die Theaterstücke dieser Epoche beschäftigen sich mit gedanklichen Problemen und konzentrieren sich dabei auf die reinen Texte.

Eine solche Betrachtungsweise liefert viele ideengeschichtliche Aufschlüsse; von den Dramen selbst als medialen Ereignissen, vom kulturellen Leben der Zeit aber ergibt sich auf diese Weise kein adäquates Bild. Das nämlich war viel bunter. Weit davon entfernt, reine Problemabhandlungen zu sein, wollten die Schauspiele die Sinne ihres Publikums ansprechen. Neben einer Bühne mit möglichst spektakulären Effekten gehörten dazu Tanzeinlagen und selbstverständlich die Musik. Bereits Aristoteles definiert das Drama als Gesamtkunstwerk aus Wort, Musik und Tanz. Dass Musik zum Drama gehört, haben die Shakespeareforschung oder die Romanistik nie aus den Augen verloren. Demgegenüber sucht man in germanistischen oder deutschen theaterwissenschaftlichen Handbüchern und Lexika vergeblich nach Informationen über Schauspielmusik, und in der Sekundärliteratur muss man gut 100 Jahre zurückgehen, um aus der Zeit des sogenannten Positivismus einige Aufstufungen zu finden.

Im vergangenen Jahr hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft meinen Antrag auf Unterstützung des Forschungsvorhabens „Schauspielmusik - Funktion und Ästhetik im Drama der Frühen Neuzeit“ positiv entschieden. Seit 1. Februar arbeite ich an diesem Projekt. Dabei kann ich mich auf umfangreiche Vorarbeiten stützen.

Der erste Schritt ist die Sichtung der Dramen, die uns aus dem 16. und 17. Jahrhundert überkommen sind. Dabei bilden die zum germanistischen Kanon gehörigen Tragödien und Komödien, allem voran die Stücke von Gryphius und Lohenstein, nur einen – nicht einmal typischen – Bruchteil für das Theatergeschehen der Zeit. Dieses nämlich war wesentlich bestimmt von „Mischstücken“: unterhaltsamen, aber zugleich moralischen oder politisch pointierten Dramen. Da ich auf der Suche nach Musikhinweisen auf einen breiten Fundus angewiesen bin, kommt auf diese Weise das Dramenschaffen nicht nur der „Hochliteratur“ in den Blick, sondern das Theaterleben insgesamt. In ihm gibt es eine Fülle von Formen, die mit den klaren Gattungsbegriffen, die sich die Wissenschaft zurechtgelegt hat, in keiner Weise zu erfassen sind. Mit einbezogen werden müssen außerdem dramentheoretische Schriften ebenso wie Einladungen, Programme oder Archi-

valien (Spielerlaubnisse, Vergütungen für Aufführungen, chronikale Eintragungen) oder andere Aufführungshinweise. All diese Texte und Belege durchforste ich auf Hin- und Rückreise zum Einsatz von Musik im Drama.

Im günstigsten Fall finde ich Noten. Das kommt nicht sehr häufig vor, weil Notendruck teuer und die Beiheftung umständlich war. Gleichwohl haben sich unter gewissen Umständen die Autoren zum Notendruck entschlossen, etwa dann, wenn sich die Stücke eines namhaften Komponisten zur Hausmusik wiederverwenden ließen. Bisweilen kann man aus Veröffentlichungen eines mit dem Dichter assoziierten Komponisten die Schauspielmusiken heraussuchen.

In der zu erwartenden Verlängerung meiner Forschungszeit um noch einmal eineinhalb Jahre werde ich mit Hilfe eines musikwissenschaftlichen Mitarbeiters die Musikalien genauer untersuchen. Dabei wird zum Beispiel interessant sein, welche affektivische Wirkung sie mit ihren Mitteln erzielen wollen, welchen Traditionen (etwa Liederschulen) sie folgen oder welches Können ihre Ausführung erfordert.

Viel häufiger als die Beigabe von Noten oder Melodieangaben bieten die Texte nur Ausführungsanweisungen wie: „Hier wird sanft auf Violen musicirt“ oder: „singt in eine Laute“. Doch selbst wo diese Hinweise fehlen, lässt sich oft an der Gestaltung des Textes sehen, dass Musik zum Einsatz kommt. Dies gilt vor allem für Stellen, in denen das Metrum wechselt: statt der Alexandriner werden Liedverse verwendet, statt Prosa liegen Rezitativzeilen vor.

Als Literaturwissenschaftlerin interessiert mich natürlich, welche Stellen es sind, an denen dem Autor der Einsatz von Musik angebracht schien und was er damit bewirken wollte. Auf der Hand liegt, dass bei Ständchen gesungen oder bei Banketten eine Tafelmusik zu Gehör gebracht wird. Musik dient aber auch rein praktischen Zwecken: Trompetensignale sammelten die Zuschauer und markierten den Anfang. Musik trennte die Akte, sie gab Zeit zum Umkleiden und Umdekorianen oder musste Leerstellen im Geschehen, beispielsweise Warten, über-

brücken. Zwischen den Akten Chöre einzuschalten, war bereits in der Antike üblich. Das 16. Jahrhundert besann sich auf diese Praxis und setzte besonders in den Tragödien gesungene Chöre ein. Sie weiteten sich oft zu Zwischenspielen, die auch ganz gesungen werden konnten. Eine andere Art der Akttrennung waren „Lebende Bilder“, Tableaus starrer Personengruppen, die eine stumme Szene darstellten. Dazu wurde Instrumentalmusik geboten. Wo sich Chöre finden, braucht deren Funktion nicht auf Zwischenakte beschränkt sein. Sie können auch in den Szenen selbst auftreten und eine meist kommentierende Funktion übernehmen.

Überhaupt wird Musik immer dann eingesetzt, wenn eine Passage über die unmittelbare Ebene der Informationsvermittlung hinausgehoben werden soll. Das gilt bereits für das Beispiel, das jeder kennt: das Ständchen. Hier wird eher eine Gefühlslage präsentiert als die Handlung weitergetrieben. So findet sich Musik immer dort, wo höhere Mächte eingreifen: Ein Genius warnt den Helden vor drohendem Unheil; er tut das singend und verleiht auf diese Weise seiner Aussage eine besondere Aura. Beliebt sind Traumscenen und Geistererscheinungen. Sie erfordern meist bestimmte Instrumentengattungen wie etwa Streicher oder Holzbläser. Generell gelten die Regeln der Instrumentencharakteristik: Zum Lande leben gehören Schalmei und Dudelsack, Geigen sind für sanfte, Trompeten für heroische Wirkungen bestimmt.

Musik soll beim Zuschauer Gefühl erregen und unterstreichen. Diesem Zweck dienen Bühnenlieder ebenso

wie die melodramatische Untermalung von Sterbeszenen oder der Gesang des Märtyrers vor seiner Hinrichtung. Musik unterstützt aber auch das Bühnengeschehen, etwa im Falle von Tafelmusik oder Heereslärm. Sie begleitet stumme Aktionen wie Geistererscheinungen oder Schlafszenen. Bei Kampfhandlungen, die sich nicht darstellen lassen, ersetzen Trommeln und Feldtrompeten sogar die Bühnenaktion.

Nachdem nicht nur Instrumente, sondern auch Harmonien und Tonfolgen in der Frühen Neuzeit mit bestimmten Bedeutungen verbunden waren, konnte Musik auch Bedeutungsträger sein und Affekte gezielt auslösen. Ein beliebtes Mittel war das dem Zuschauer unsichtbare Musizieren hinter der Bühne. Durch langsames Anschwellen von Kriegsmusik ließ sich zum Beispiel das Herannahen eines Heeres mitteilen, ohne dass ein Wort darüber auf der Bühne verloren wurde. Die mit medialen Reizen wenig verwöhnten Zuschauer müssen durch solche Effekte in große Bewegung versetzt worden sein. Nicht zuletzt kommt Musik dem Abwechslungsbedürfnis des Rezipienten entgegen. Heitere musikalische Intermedien oder die lustigen Gesänge der komischen Figur entlasten nach einer ernsten Haupthandlung; in einem moralischen Stück fasst ein Lied die Lehren pointiert und gut merkbar zusammen. Der Mensch der Frühen Neuzeit ließ sich durch multimediale Effekte ebenso beeindrucken wie wir heute. Schon im 16. Jahrhundert gehörten Musikanten zu den professionellen Schauspieltruppen ebenso wie zu den von Schulen oder Bürgern getragenen Aufführungen. Einer der Gründe für den Erfolg der Oper im 17. Jahrhundert war, dass sie die Sensationslust des Publikums bediente und an optischen und akustischen Impressionen nicht sparte. Das Drama wollte und konnte hier nicht völlig zurückbleiben. In den letzten Jahren beginnt sich unsere Vorstellung von der Frühen Neuzeit zu wandeln. Die Opernhäuser führen opulente Barockopern auf und machen begreiflich, dass die bisherige

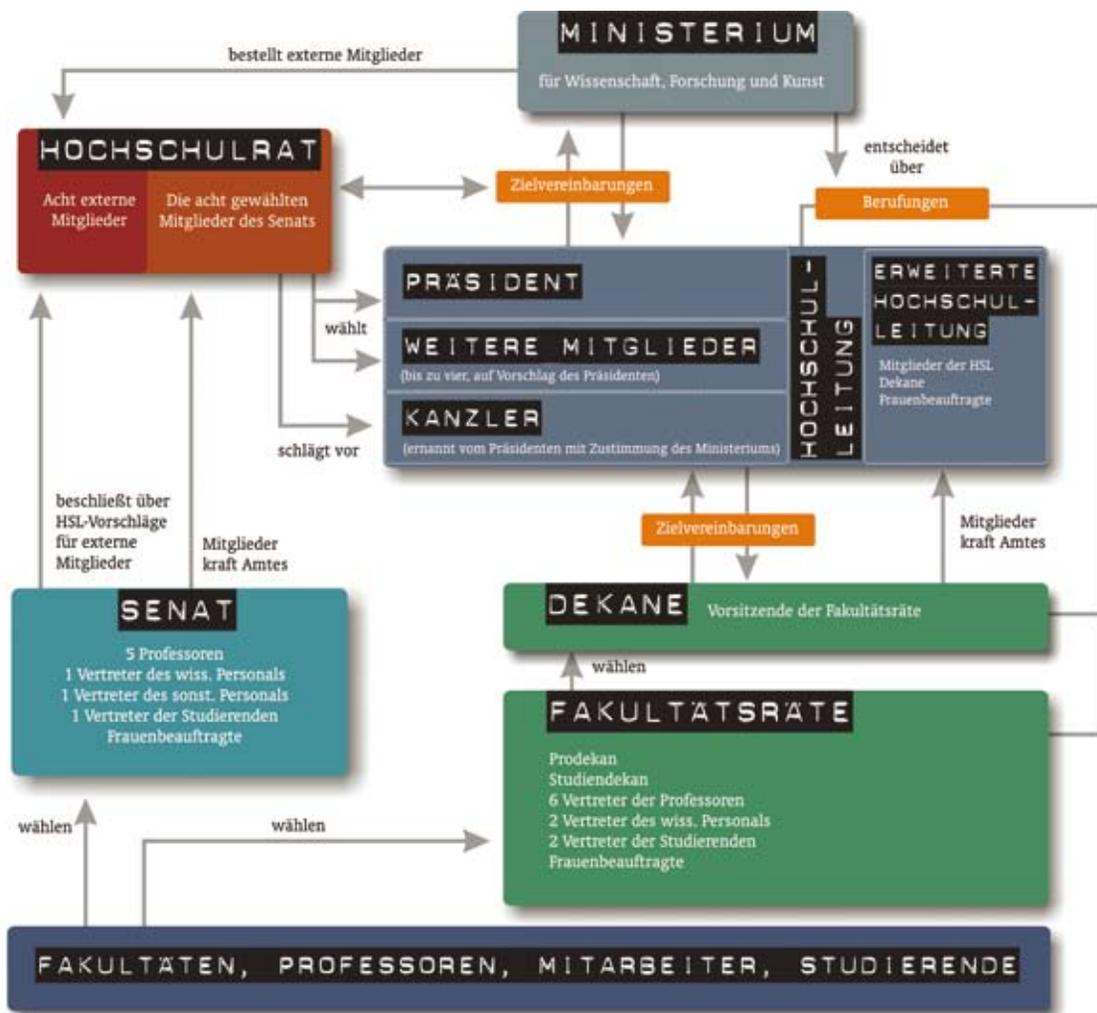
Fixierung auf Vanitas und Todesemblematik ein einseitiges Bild bot. In Hinblick auf das Drama müssen wir uns gleichfalls von puristischen Vorstellungen verabschieden. Auch auf der Sprechbühne wollte das Publikum durch Musik aus dem Alltag erhoben werden. Musik unterstützte die Wirkung des Textes, mit dem sie eng verbunden war und stellte einen integralen Bestandteil einer auf alle Sinne bezogenen Dramenästhetik dar. Es ist spannend und lohnend, die mediale Vielfalt dieser bunten und lebendigen Epoche zu erschließen.



Die „Allegorie der Musik“ als Vorrednerin in dem Liederspiel „Seelewig“ von Georg Philipp Harsdörffers. (Foto Stadtbibliothek Nürnberg)

Die Uni als Unternehmen

Mit dem neuen Hochschulgesetz ändert sich im Bereich der Selbstverwaltung vieles



Grafik Stefan Weigand

Mit großer Mehrheit hat der Erweiterte Senat der Universität Würzburg Ende April eine neue Grundordnung verabschiedet; mit der Neufassung ihres „Grundgesetzes“ folgte die Uni den Vorgaben des Freistaates Bayern. Dieser hatte im vergangenen Juni ein neues Hochschulgesetz erlassen, das vor allem im Bereich der Selbstverwaltung der Hochschulen zahlreiche Änderungen nach sich zog. „Das neue bayerische Hochschulgesetz passt die Organisation der Hochschulen an die Wirtschaft an.“ Mit dieser Aussage haben Zeitungen die Verabschiedung des Gesetzes durch den Landtag im vergangenen Sommer kommentiert. Tatsächlich weisen die Paragraphen, die das Zusammenwirken der verschiedenen Gremien an der Universität regeln, zahlreiche Parallelen zur Ar-

beitsweise großer Aktiengesellschaften auf. Analog zum Vorstand einer AG trifft in Zukunft die Hochschulleitung die operativen Entscheidungen; die Rolle des Aufsichtsrats übernimmt der Hochschulrat. Seine Mitglieder sind zur einen Hälfte vom Ministerium benannte externe Vertreter; zur anderen Hälfte stammen sie aus der Hochschule selbst. Ihre Aufgabe ist es unter anderem, die Mitglieder der Hochschulleitung zu wählen und deren Arbeit zu kontrollieren. Um die Koordination mit den Fakultäten kümmert sich die Erweiterte Hochschulleitung, so wie ein erweiterter Vorstand eines Unternehmens. Konsequenz dieses „unternehmerischen Ansatzes“: Einige Gremien wird es in Zukunft an Bayerns Hochschulen nicht

mehr geben, andere kommen neu hinzu und für dritte ändern sich Zusammensetzung und Aufgaben. Diese Korrekturen musste die Julius-Maximilians-Universität in ihrer Grundordnung übernehmen, hier die wichtigsten Neuheiten im Überblick:

Der Senat

Der Senat schrumpft: Statt momentan 22 gewählte Vertreter werden in Zukunft dort nur noch acht Mitglieder arbeiten. Fünf kommen aus dem Bereich der Professoren, jeweils einen Vertreter schicken die wissenschaftlichen und die sonstigen Mitarbeiter sowie die Studierenden. Laut Grundordnung müssen die Professoren aus unterschiedlichen Fakultäten kommen. Mitglied des Senats bleibt die Frauenbeauftragte. Die Hochschulleitung

wird im neuen Senat nur noch beobachtend vertreten sein. Der Erweiterte Senat wurde abgeschafft.

Der Fakultätsrat

In den Fakultäten übernimmt nach der kommenden Wahl der so genannte Fakultätsrat die Aufgaben, um die sich bisher der Fachbereichsrat gekümmert hat. Er soll seine Beratungen laut Hochschulgesetz „auf Angelegenheiten von grundsätzlicher Bedeutung beschränken“. Ihm gehören an: Dekan, Prodekan und Studiendekan sowie sechs Vertreter der Professoren, zwei Vertreter der wissenschaftlichen Mitarbeiter, ein Vertreter der sonstigen Mitarbeiter, zwei Vertreter der Studierenden und die Frauenbeauftragte. Die Medizinische Fakultät und die jetzige Philosophische Fakultät III verdoppeln jeweils diese Zahlen.

Der Fachschaftenrat

Alle Vertreter der Studierenden in den Fakultätsräten aus allen Fakultäten bilden gemeinsam den neu ins Leben gerufenen Fachschaftenrat. Ausnahme: Fakultätsräte, die ihre Mitgliederzahl verdoppelt haben, entsenden nur die Studierenden, auf die bei der Wahl die ersten beiden Sitze entfallen sind. Der Fachschaftenrat wird Teil des studentischen Konvents und über den Haushaltsplan des Sprecherrates entscheiden.

Der studentische Konvent

Das höchste Gremium studentischer Mitbestimmung an der Uni ist und bleibt der studentische Konvent. Zurzeit diskutieren dort 28 Mitglieder Fragen rund um Studium und Lehre. Ihre Zahl wird ab dem kommenden Oktober auf mindestens 41 steigen. Im Konvent versammeln sich: der Vertreter der Studierenden aus dem Senat, die Mitglieder des Fachschaftenrates sowie noch einmal so viele Studierende wie der Fachschaftenrat entsendet. Diese dritte Gruppe wählen die Studierenden bei den Hochschulwahlen direkt.

Der Sprecherrat

Dem Sprecherrat gehören laut Grundordnung zukünftig sieben Vertreter an, statt bisher vier. Jeweils drei wählen der Studentische Konvent und der Fachschaftenrat, den siebten bildet der studentische Vertreter im Senat. *bar*

www.uni-wuerzburg.de/ueber/universitaet-wuerzburg/rechtsgrundlagen/grundordnung_etc/

Lichter, Schichter, Liederdichter

Mit insgesamt 130.000 Euro unterstützt der Unibund in diesem Jahr Forschung und Lehre an der Universität Würzburg. Das Geld stammt aus den Mitgliedsbeiträgen des Unibunds, den vom ihm verwalteten Stiftungen und aus zusätzlichen Spenden. Hier eine Auswahl der geförderten Projekte.

Prof. Dr. Friedhelm Brusniak, Lehrstuhl für Musikpädagogik

„Musikpädagogik in europäischen Ländern“ - Unter diesem Motto wurden in den vergangenen Jahren vom Lehrstuhl für Musikpädagogik (Prof. Dr. Friedhelm Brusniak) Studienreisen mit den Universitätschören nach Luxemburg, in die Schweiz, nach Österreich, Frankreich, Tschechien und Dänemark durchgeführt. In diesem Jahr fördert der Uni-Bund eine Reise des Universitätskammerchors (Ltg. Hermann Freibott) nach Breslau/Wroclaw auf den Spuren von August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, um sich mit dem Hoffmann-Spezialisten Prof. Dr. Marek Halub und Mitgliedern der Hoffmann-von-Fallersleben-Gesellschaft vor Ort über ein interdisziplinär angelegtes Forschungsprojekt „Hoffmann von Fallersleben als Liederdichter“ auszutauschen sowie pädagogische Impulse zu eröffnen.

Studentische Delegation „National Model United Nations“

Das „National Model United Nations“ (NMUN) ist die von der UN organisierte realitätsgetreue Simulation von UN-Verhandlungen, zu der sich jährlich rund 3000 Studentinnen und Studenten aus aller Welt als Teil einer Delegation ihrer Heimathochschule in New York zusammenfinden, wobei jede Delegation einen UN-Mitgliedsstaat repräsentiert. Vom 20. – 24. März 2007 nahm zum vierten Mal eine vierzehnköpfige Delegation der Universität Würzburg an



der Simulation teil und hat dabei mit großem Erfolg die Republik Mauritius vertreten. Erstmals gewann eine Würzburger Delegation für ihr „outstanding position paper“ einen Preis.

Prof. Dr. Jürgen Kopf, Arbeitsgruppe „Empirische Wirtschaftsforschung“

Im Rahmen des Projekts „Regionalwirtschaftliche Wirkungen der Universität Würzburg“ am neu gegründeten „Zentrum für Regionalforschung (ZFR)“ interessiert vor allem die Frage, welche weitreichenden ökonomischen und außerökonomischen Impulse die Universität Würzburg – neben ihren unmittelbaren wirtschaftlichen Effekten als Arbeitgeber und Nachfrager – für die Entwicklung der Region Mainfranken liefert. Weitere Fragen zur Thematik sind u.a.: Wie kann die Wirksamkeit der Würzburger Hochschulen als Infrastruktur- und Standortfaktor eingeschätzt werden? Wie trägt die Universität zum kulturellen Leben in der Stadt und der Region bei? Im angloamerikanischen Raum dienen Berichte über den „economic impact“ als Gradmesser des Erfolgs der Hochschulen. Für den Hochschulstandort Würzburg fehlt eine derartige Untersuchung bislang.



Vortragsreihe „Angewandter Naturschutz“, Lehrstuhl Zoologie III (Tropenbiologie und Tierökologie)

Die Wissenschaftler vom Lehrstuhl für Tropenbiologie und Tierökologie der Uni Würzburg erforschen weltweit die biologische Vielfalt, vernachlässigen aber auch angewandte Aspekte des Naturschutzes nicht. So haben sie unter anderem eine Anregung ihrer Studierenden aufgegriffen und ein Lehrangebot über Internationalen Naturschutz ins Leben gerufen. Dazu gehört auch eine Vortragsreihe über Angewandten Naturschutz. Diese geht jetzt in die dritte Runde und wird erstmalig vom Universitätsbund gefördert. Die Vortragsreihe steht allen Interessierten offen. Die Referenten berichten u.a. über den Vogelzug im Klimawandel, Wildnisgebiete in Europa, Ökotourismus und Naturlandschaften und die Wiederansiedlung von Luchsen im Harz.

IHK-Firmenspende, Prof. Dr. Sanjay Mathur, Institut für Anorganische Chemie

Aus Mitteln der IHK-Firmenspende wird in der Forschungsgruppe von Prof. Mathur eine PECVD Anlage zum Entwickeln neuer anorganischer, funktioneller Schichten, die auf anorganischen Nanostrukturen basieren, aufgebaut. Die plasma-unterstützte chemische Gasphasenabscheidung stellt eine attraktive Beschichtungsmethode dar, die es erlaubt, die unterschiedlichsten Substrate, sei es Metall, Glas oder Kunststoff, aufgrund ihrer vergleichsweise niedrigen Prozesstemperatur ($< 100\text{ }^{\circ}\text{C}$) zu beschichten. Das Anwendungsspektrum der mittels PECVD abgeschiedenen Schichten reicht von hydrophob (teflonartig) über hydrophil, bis hin zu Barrierschichten, antibakteriellen sowie tribologischen aber auch dekorativen Schichten.



Martin von Wagner Museum, Antikenabteilung

Die Antikenabteilung des Martin von Wagner Museums der Universität Würzburg besitzt eine Sammlung ägyptischer Kunst, die speziell zum Themenbereich der ägyptischen Totenreligion so umfangreich ist, dass sie die Grundgedanken und den Vollzug der einschlägigen Rituale anschaulich darzustellen vermag. Zu den besonderen Schätzen gehört eine Serie von Mumienmasken, wie sie in dieser Dichte kaum ein anderes Museum besitzt. Da die meisten der Objekte (vergoldete Kartonagen, Papyrus) äußerst lichtempfindlich sind, ist eine deutlich gedimmte Beleuchtung aus konservatorischen Gesichtspunkten unerlässlich. Der Universitätsbund finanziert die Anschaffung von 8 Speziallampen und ermöglicht dadurch die Dauerpräsentation der Ägyptischen Sammlung, die in den letzten Monaten unter Anleitung von Herrn Dr. Stadler im Zuge mehrerer studentischer Praktika konzeptionell ausgearbeitet und unter Mitwirkung des Restaurators umgesetzt wurde.



Prof. Dr. Hans-Georg Weigand, Lehrstuhl für Didaktik der Mathematik

Experimentieren, Modellieren, Simulieren - Mathematiklernen im Drei-Phasen-Labor (3PL)

Ziel des Projekts ist es, durch experimentellen Umgang mit Modellen und computergestützten Simulationen sowohl das Verständnis technischer Geräte als auch das mathematische Grundlagenwissen zu verbessern. Die Schülerinnen und Schüler erkennen durch eigenständiges mathematisches Experimentieren und Modellieren die zugrunde liegenden Grundprinzipien verschiedener beweglicher technischer Geräte (wie z.B. Bagger, Fahrrad, Waage), vertraute Umweltsituationen (Einpacken, Spiegel) oder ästhetischer Objekte (Kegelschnitte, Rollkurven). Sie setzen diese in Beziehung zu ihrem mathematischen Wissen und wenden es bei der Entwicklung computergestützter Simulationen an bzw. vertiefen es anhand dieser Simulationen. Durch das gemeinsame Forschen in Partnerarbeit bzw. Gruppenarbeit werden auch kooperative Fähigkeiten entwickelt. Das Lernlabor wird sowohl Schulklassen als auch Lehramtsstudierenden im Rahmen von Seminaren in der Ausbildung angeboten.

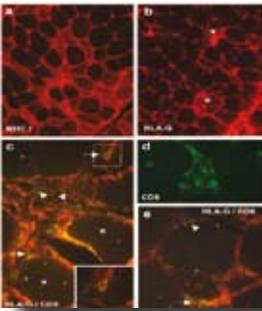
newsletter

04/07



Gelbes Licht stoppt Würmer Deutsche und amerikanische Wissenschaftler haben eine Art Bannstrahl realisiert: Sie veränderten bei Fadenwürmern die Nervenzellen so, dass sich diese mit Licht an- und abschalten lassen. Werden die Würmer mit einem gelben Lichtblitz bestrahlt, stellen sie ihre Fortbewegung ein – weil dann die Nervenzellen „gelähmt“ sind, welche die Muskulatur aktivieren. Ein blauer Lichtimpuls dagegen lässt die Nervenzellen „feuern“. Bevor aber die Forscher ihre Versuchswürmer wie Marionetten tanzen lassen konnten, waren komplexe Vorarbeiten nötig. Zuerst mussten die Nervenzellen der Tiere mit fremden Genen bestückt werden. Eines stammt aus einer Alge und produziert einen Ionenkanal, der durch Licht aktiviert wird. Das andere

Gen kommt von einem Archaeobakterium. Es sorgt dafür, dass die Nervenzellen der Würmer eine ebenfalls durch Licht gesteuerte Ionenpumpe herstellen. Mit dieser zusätzlichen Ausstattung lassen sich die Nervenzellen der Würmer gezielt aktivieren und wieder abschalten. „Dabei werden die grundlegenden elektrischen Eigenschaften der Zellen nicht beeinträchtigt“, betont Georg Nagel, seit 2004 Professor am Julius-von-Sachs-Institut für Biowissenschaften der Uni Würzburg. Er hat den Ionenkanal und die Pumpe, beides Proteine, genau charakterisiert. Über dieses Forschungsergebnis berichtete er gemeinsam mit seinen früheren Kollegen sowie mit Wissenschaftlern der Universitäten Frankfurt und Stanford (USA) in der Zeitschrift *Nature*.



Forscher entdecken neue Immunzellen Bei der Multiplen Sklerose und anderen Autoimmunkrankheiten begeht das Immunsystem einen schweren Fehler: Es greift die Strukturen des eigenen Körpers an. Der Organismus kann sich gegen derart selbstzerstörerische Handlungen wehren – so genannte regulatorische T-Zellen spielen dabei eine Schlüsselrolle. Forscher von den Universitäten Würzburg und Tübingen haben jetzt unter diesen Zellen einen neuen Typ entdeckt. Von ihm erhoffen sie weitere Fortschritte bei der Behandlung von Autoimmunkrankheiten. Das Team von Professor Heinz Wiendl aus der Würzburger

Neurologischen Universitätsklinik hat den neuen Zelltyp aus dem Blut isoliert. Seine Besonderheit: Er trägt auf der Oberfläche ein Protein, dem die Forscher eine starke immunhemmende Funktion zusprechen. Aus Wiendl's Sicht haben diese Ergebnisse bedeutsame Auswirkungen. So könnte der neu entdeckte Zelltyp wichtig für die Erhaltung der Immuntoleranz sein, also für die „Beißhemmung“ des Immunsystems dem eigenen Körper gegenüber. Die Wissenschaftler wollen die neu entdeckten regulatorischen T-Zellen nun näher charakterisieren und auch ihre Rolle bei Krankheitsprozessen genauer untersuchen.



Blockade von Blutplättchen schützt vor Schlaganfällen Schlaganfälle sind die dritthäufigste Todesursache in westlichen Industrienationen. Auch wer einen Schlaganfall überlebt, kann danach schwer behindert bleiben. Bei ihren Bemühungen um eine bessere Vorbeugung und Therapie von Schlaganfällen sind Wissenschaftler der Universität Würzburg nun einen Schritt weitergekommen. Sie setzen an den Blutplättchen an, weil die bei der Entstehung von Blutgerinnseln in den Arterien und damit bei Schlaganfällen eine tragende Rolle spielen. Sie haben Antikörper hergestellt, die auf der Oberfläche der Blutplättchen ando-

cken und dort bestimmte Rezeptoren blockieren. Dadurch können sich die Plättchen nicht mehr an die Gefäßwände anheften, so dass erst gar kein Gerinnsel entsteht. Die Forscher fanden heraus: Bei Labormäusen, deren Blutplättchen nach einer Injektion der Antikörper blockiert sind, kommt es zu deutlich geringeren Schlaganfällen als bei unbehandelten Artgenossen. Falls sich diese Ergebnisse auf den Menschen übertragen lassen, könnte es in Zukunft unter Umständen gelingen, das Auftreten bestimmter Typen von Schlaganfällen besser zu verhindern und besser zu behandeln, als das bisher der Fall ist.

newsletter

05/07



Neues Krebsgen identifiziert Forscher haben ein Gen identifiziert, dessen Mutationen zu verschiedenen Krebserkrankungen führen. Sind seine beiden Kopien defekt, besteht bereits ab dem frühen Kindesalter ein stark erhöhtes Risiko für Hirn- und Nierentumoren sowie für Leukämien. Das haben Wissenschaftler vom Biozentrum der Uni Würzburg unter der Leitung des Humangenetikers Detlev Schindler herausgefunden, und zwar gemeinsam mit Arbeitsgruppen aus Düsseldorf, Berlin, England und den USA. Fündig wurden die Forscher bei sieben

Kindern, zwischen sieben Monate und vier Jahre alt, die an bösartigen Tumoren litten. Im Erbgut der kleinen Patienten suchte die Würzburger Diplom-Biologin Kornelia Neveling gemeinsam mit ihrem Doktoranden-Kollegen Reinhard Kalb nach einer möglichen genetischen Ursache für die Krebserkrankungen. Dabei stießen die Forscher auf das PALB2-Gen, das mit dem bereits bekannten Brustkrebsgen BRCA2 sehr eng bei der Korrektur von DNA-Schäden zusammenarbeitet. Solche Schäden (Mutationen) können dazu führen, dass Krebs entsteht.

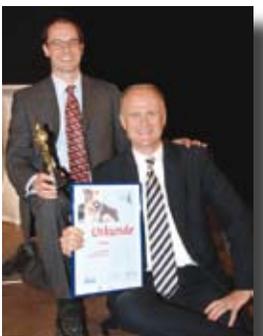
Privater Stifter fördert die Unibibliothek Sein finanzielles Engagement für die Uni Würzburg soll allen Studierenden zu Gute kommen: Dr. Erich Binder aus Heidingsfeld hat eine Stiftung errichtet und sie mit 60.000 Euro ausgestattet. Die Erträge aus diesem Grundvermögen gehen an die Unibibliothek und werden dort für die Anschaffung von Literatur verwendet. Der 93-jährige Stifter war früher als Hautarzt tätig, unter anderem an der Würzburger Universitätshautklinik, später als niedergelassener Mediziner. Dass er die Universität mit einer großzügigen Stiftung bedenkt, sei ein Beispiel, das Schule machen sollte. „Menschen, die Flüssiges und Überflüssiges haben“, so Erich Binder, sollten es ihm gleichtun. In der Uni am Sanderring dankten Universitäts-

präsident Axel Haase, Uni-Kanzlerin Heidi Mikoteit-Olsen und Bibliotheksleiter Karl Südekum dem Stifter für seine großzügige Hilfe. Derartige private Initiativen seien gerade in Zeiten knapper Kassen ungemein wertvoll für die Universität. Präsident Haase lud Erich Binder zum Stiftungsfest der Universität ein und überreichte ihm Buchgeschenke und eine Flasche vom Universitätswein. Erich Binder hat die Förderung der Universitätsbibliothek ins Auge gefasst, weil diese als Zentrale Einrichtung einen Nutzen für alle Studierenden hat. Zu diesem Zweck errichtete er die Dr.-Erich-Binder-Stiftung, die durch die Universität Würzburg treuhänderisch verwaltet wird. Die Universität wird die Summe anlegen und die Erträge daraus jährlich der Bibliothek zur Verfügung stellen.



Eine ausgezeichnete Idee Ein Team der Universität Würzburg hat beim Hochschul-Gründer-Preis den ersten Platz belegt. Oliver Ritter und Peter Vorstheim arbeiten daran, ein neues Medikament auf den Markt zu bringen, das Patienten mit einer Herzmuskelschwäche Linderung bringen soll. Den Preis, der mit 2500 Euro dotiert ist, hat das Netzwerk Nordbayern vergeben. Die Prämierung war gleichzeitig der Auftakt für das Projekt der Universität „Gründen von Anfang an“, das Unipräsident Axel Haase vorstellte. Nach Erkrankungen wie beispielsweise einem Herzinfarkt leiden Patienten häufig an einer Herzmuskelschwäche. Bislang werden die Betroffenen mit Medi-

kamenten behandelt, die an der Oberfläche der Herzmuskelzelle angreifen. Oliver Ritter, Arzt an der Medizinischen Klinik I der Universität Würzburg, und sein Team haben hingegen einen Wirkstoff identifiziert, der direkt im Inneren der Zelle den Schaden an den Herzmuskelzellen eindämmen kann. Das Ergebnis: Die Symptome der Krankheit, wie Luftnot und Leistungsschwäche, können besser gelindert werden; gleichzeitig soll das Medikament weniger Nebenwirkungen besitzen. Seine Wirksamkeit hat der neue Stoff bisher in Versuchen mit Zellkulturen und an Tieren bewiesen. In den kommenden Jahren wollen die Forscher ein marktfähiges Medikament entwickeln.



newsletter

06/07



Uni hervorragend im Focus-Ranking Die Zeitschrift Focus hat ihr neues Hochschul-Ranking veröffentlicht. Dabei schneidet die Universität Würzburg in Biologie, Medizin, Physik und Psychologie erneut hervorragend ab. In diesen Fächern befindet sie sich jeweils in der Spitzengruppe deutscher Universitäten. Im Focus-Ranking belegt die Würzburger Fakultät für Biologie Platz 5 hinter Heidelberg (1) und Tübingen (2) mit minimalem Unterschied zur Ludwig-Maximilians-Universität München (3) und zu Freiburg (4). Die Medizinische Fakultät hat gemeinsam mit Tübingen Rang 6 inne in

einem Spitzenfeld mit Unis aus Heidelberg, München, Freiburg, Berlin, Frankfurt/Main und Hannover. Platz 6 nimmt die Uni Würzburg auch im Fach Physik ein, und zwar gemeinsam mit der Elite-Uni Karlsruhe. Mit dabei an der Spitze sind hier Heidelberg, Konstanz, Jena und die beiden Münchner Universitäten. Den „Shooting Star“ stellen allerdings die Psychologen: Sie finden sich zusammen mit ihren Bochumer Kollegen auf Rang 2 wieder – eine Verbesserung gegenüber dem früheren Ranking um drei Plätze. Die Chemie sortiert Focus ohne genauere Angaben in die Mittelgruppe.

Heiße Eruptionen in Süditalien Wenn ein Vulkan explodiert und seine Eruptionswolke in den Himmel jagt, kann diese in der Luft kollabieren, nach unten fallen und als alles vernichtende Lawine aus glühendem Gestein, Gasen und Asche die Hänge des Berges hinunterrasen. Vulkan-Experten von der Uni Würzburg simulieren diese so genannten pyroklastischen Ströme in Experimenten, die sie zusammen mit italienischen Forschern durchführen.

Die Ströme sind mehrere hundert Grad Celsius heiß und können an die 250 Stundenkilometer schnell werden. Sie fegten zum Beispiel im Jahr 79 den Vesuv hinab und zerstörten Pompeji und andere Siedlungen. Seit 1944 verhält sich dieser Vulkan zwar ruhig. Doch sollte er wieder ausbrechen, droht höchste Gefahr – denn in seiner nächsten Umgebung, im Ballungsraum von Neapel, leben heute rund 1,2 Millionen Menschen.

In Italien überlegen die Katastrophenschützer darum, zumindest die Häuser im weiteren Umkreis des Vesuv so auszustatten, dass sie einem pyroklastischen Strom widerstehen können. Vorrangig Schulen und Kliniken sollten das sein, Häuser also, in denen möglichst viele Menschen Zuflucht finden können. Allerdings weiß bislang niemand, welche Gewalt die Vulkan-Lawinen entfalten, welchen Druck die Bauten aushalten müssen. Hier kommen die Würzburger ins Spiel: Professor Bernd Zimanowski und sein Team sind dafür bekannt, dass sie in ihrem Physikalisch-Vulkanologischen Labor Eruptionen und andere vulkanische Vorgänge simulieren und analysieren. Darum wurden sie von der italienischen Zivilschutzbehörde, dem dortigen Nationalen Geophysik- und Vulkanologie-Institut sowie von Forschern der Universität Bari für ein gemeinsames Projekt angeworben.



Richtfest am Hubland Vor knapp einem Jahr war Baubeginn; jetzt konnten die Verantwortlichen Richtfest feiern. Der Neubau des Instituts für Pharmazie und Lebensmittelchemie der Universität Würzburg am Hubland nimmt Gestalt an. Bis Studierende und Dozenten das Gebäude beziehen können, werden allerdings noch einmal rund zwei Jahre vergehen. 22 Millionen Euro wird der Neubau am Hubland am Ende gekostet haben (wenn alle Vorgaben eingehalten werden). Auf rund 3700 Quadratmetern Nutzfläche werden hier ab

dem Sommersemester 2009 die drei Lehrstühle des Instituts für Pharmazie und Lebensmittelchemie modernste Bedingungen für Lehre und Forschung vorfinden. Studierende und Wissenschaftler werden an Labortischen mit einer Gesamtlänge von rund 750 Metern nach neuesten Standards arbeiten können. Und der Umzug wird erst der Startschuss für eine ganze Kette von Sanierungsarbeiten sein, an deren Ende sämtliche Gebäude der Fakultät in neuem Glanz erstrahlen werden. Bis dahin werden aber noch ein paar Jahre vergehen.



personalia

Dr. Oliver Al-Taie, Oberarzt, Medizinische Klinik II des Klinikums Aschaffenburg, wurde mit Wirkung vom 09.05.2007 die Lehrbefugnis für das Fachgebiet „Innere Medizin“ erteilt.

Dr. Ralf Bargou ist mit Wirkung vom 01.04.2007 zum Universitätsprofessor für Hämatologie/Internistische Onkologie an der Universität Würzburg ernannt worden.

PD Dr. Ludger Basten, Hochschuldozent bei der Universität Bochum, wird vom 23.04.2007 bis zur endgültigen Besetzung der Stelle, längstens jedoch bis 31.07.2007, auf der Planstelle eines Universitätsprofessors der BesGr. W 3 für Geographie II, insbesondere Kulturgeographie, beschäftigt.

Dr. Michael Bauer, Studienrat z. A., Albert-Schweitzer-Gymnasium Erlangen, wurde mit Wirkung vom 05.06.2007 die Lehrbefugnis für das Fachgebiet „Sportpädagogik“ erteilt.

Dr. Heike Bruhn, Leiterin der Arbeitsgruppe „Molekulare Parasitologie“, Institut für Molekulare Infektionsbiologie, wurde mit Wirkung vom 01.06.2007 die Lehrbefugnis für das Fachgebiet „Mikrobiologie“ erteilt.

Dr. Dr. Ulrich Dietz, Akademischer Rat, Chirurgische Klinik und Poliklinik (Chirurgische Klinik I), wurde mit Wirkung vom 05.06.2007 die Lehrbefugnis für das Fachgebiet „Chirurgie“ erteilt.

Dr. Andreas Dörpinghaus wird vom 01.04.2007 bis zur endgültigen Besetzung der Stelle, längstens jedoch bis 30.09.2007, übergangsweise auf der Planstelle eines Universitätsprofessors der Besoldungsgruppe W 3 für Allgemeine Erziehungswissenschaft, Schwerpunkte Theorien und Methoden der Pädagogik sowie Erwachsenenbildung beschäftigt.

Dr. Ulrich Dobrindt, Akademischer Rat, Lehrstuhl für Molekulare Infektionsbiologie, wurde mit Wirkung vom 01.06.2007 die Lehrbefugnis für das Fachgebiet „Mikrobiologie“ erteilt.

Dr. Dr. Andreas Eggert, niedergelassener Hautarzt mit Praxis in Würzburg, wurde mit Wirkung vom 18.05.2007 die Lehrbefugnis für das Fachgebiet Dermatologie und Venerologie an der Universität Würzburg erteilt.

Prof. Dr. Olaf Elert, Klinik und Poliklinik für Herz- und Thoraxchirurgie, wurde mit Ablauf des Monats April 2007 in den Ruhestand versetzt.

Erika Fritsch, Bibliotheksamtsrätin, Universitätsbibliothek, ist mit Ablauf des Monats März 2007 in den Ruhestand getreten.

Prof. Dr. Franz Fürsich, Institut für Paläontologie, wurde mit Wirkung vom 01.04.2007 an die Universität Erlangen-Nürnberg versetzt.

Dr. Martin Gasser, Wissenschaftlicher Angestellter, Chirurgische Klinik und Poliklinik, wurde mit Wirkung vom 10.05.2007 die Lehrbefugnis für das Fachgebiet „Chirurgie“ erteilt.

Dr. Hermann Girschick, Kinderklinik, wird vom 01.04.2007 bis zur endgültigen Besetzung der Stelle, längstens jedoch bis 31.03.2008, auf der Planstelle eines Universitätsprofessors der BesGr. W2 für Kinderheilkunde beschäftigt.

Prof. Dr. Jörg Hacker, Institut für Molekulare Infektionsbiologie, Zentrum für Infektionsforschung, wurde von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften zum Ehrenmitglied gewählt.

Prof. i. R. Dr. August Heidland, Medizinische Fakultät, wurde von der Universität Cluj-Napoca (Klausenburg), Rumänien, die Ehrendoktorwürde in Medizin verliehen. Die Anerkennung erfolgte für seine jahrelangen Fortbildungsaktivitäten auf dem Gebiet der Hochdruck- und Nierenkrankheiten in Osteuropa.

Dr. Michael Heinze, Institut für Paläontologie, wurde mit Wirkung vom 01.04.2007 an die Universität Erlangen-Nürnberg versetzt.

Dr. Klaus Heuner, Beschäftigter im wissenschaftlichen Dienst, Lehrstuhl für Molekulare Infektionsbiologie, wurde mit Wirkung vom 01.06.2007 die Lehrbefugnis für das Fachgebiet „Mikrobiologie“ erteilt.

Dr. Johannes Jung, Lehrstuhl für Grundschulpädagogik und Grundschuldidaktik, wird für die Zeit vom 16.04.2007 bis 30.09.2007 Sonderurlaub unter Fortfall der Leistungen des Dienstherrn gewährt zur Wahrnehmung einer Vertretungsprofessur an der Universität Erlangen-Nürnberg.

Angelika Keck, Universitätsbibliothek, wurde mit Wirkung vom 01.07.2007 an die Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg versetzt.

PD Dr. Martha Kleinhans, Akademische Oberrätin, Neu-philologisches Institut - Moderne Fremdsprachen, wurde mit Wirkung vom 01.06.2007 zur „außerplanmäßigen Professorin“ bestellt.

Prof. Dr. Christian Klingenberg, Institut für Mathematik, wurde eine Freistellung für Forschung im Wintersemester 2007/08 bewilligt.

PD Dr. Leonhard Knoll, Fachgebiet Betriebswirtschaftslehre, wurde mit Wirkung vom 01.06.2007 zum „außerplanmäßigen Professor“ bestellt.

Prof. Dr. Ingo Kraft, Honorarprofessor an der Juristischen Fakultät und Richter am Bayerischen Verwaltungsgerichtshof, ist zum Richter am Bundesverwaltungsgericht gewählt worden.

PD Dr. Dr. Michael Kraus, Akademischer Oberrat, Medizinische Klinik und Poliklinik II, wurde mit Wirkung vom 05.07.2007 zum „außerplanmäßigen Professor“ bestellt.

Prof. Dr. Volker Lorenz, Institut für Geologie, ist mit Ablauf des Monats März 2007 in den Ruhestand getreten.

personalia

PD Dr. Michael Macht wird weiterhin vom 01.04.2007 bis zur endgültigen Besetzung der Stelle, längstens jedoch bis 30.09.2007, übergangsweise auf der Planstelle eines Universitätsprofessors der Besoldungsgruppe W 2 für Interventionspsychologie beschäftigt.

PD Dr. Hubert Mörk, Fachgebiet Innere Medizin, wurde mit Wirkung vom 01.06.2007 zum „außerplanmäßigen Professor“ bestellt.

Prof. Dr. Hans G. Monissen, der bis 2004 den Lehrstuhl für Volkswirtschaftslehre, insbesondere Allgemeine Wirtschaftspolitik, an der Uni Würzburg innehatte, feierte am Montag, 14. Mai, seinen 70. Geburtstag. Auch nach seiner Emeritierung ist er noch wissenschaftlich tätig: Bis heute betreut er Dissertationen und hält jedes Semester eine Vorlesung. Hans G. Monissen studierte Wirtschaftswissenschaften und Soziologie an der Universität Köln und arbeitete dann zwei Jahre als Referent für Geld und Kredit am Rheinisch-Westfälischen Institut für Wirtschaftsforschung in Essen. Als Fulbright-Stipendiat studierte er anschließend an der University of Notre Dame, wo er den Master of Arts erwarb. Es folgten die Promotion an der Universität Hamburg und die Habilitation an der Universität Konstanz. Nach Lehrstuhlvertretungen in Göttingen und Heidelberg übernahm er 1975 eine Professur an der Universität Münster. Von 1976 bis 1984 war er Inhaber des Lehrstuhls für Geld und Kredit an der Universität Gießen. Von dort kam er nach Würzburg. Regelmäßig verbringt er Forschungsaufenthalte in den USA, dort am früher vom Nobelpreisträger James M. Buchanan geleiteten Center for Study of Public Choice der George-Mason-University. Professor Buchanan ist ein häufiger Besucher der Universität Würzburg und ein enger persönlicher Freund von Monissens Familie.

Prof. Dr. Reinhard Neder, Institut für Mineralogie und Kristallstrukturlehre, wurde mit Wirkung vom 01.04.2007 an die Universität Erlangen-Nürnberg versetzt.

Prof. Dr. German Ott, Akademischer Oberrat, Pathologisches Institut, wurde mit Ablauf des 06.04.2007 auf eigenen Antrag aus dem Beamtenverhältnis auf Lebenszeit und aus dem Beamtenverhältnis auf Zeit zum Freistaat Bayern entlassen.

Prof. Dr. Dieter Patzelt wird vom 01.04.2007 bis zur endgültigen Besetzung der Stelle, längstens jedoch bis 30.09.2007, übergangsweise auf der Planstelle eines Universitätsprofessors der BesGr. W 3 für gerichtliche und soziale Medizin beschäftigt.

Prof. Dr. Peter Rieckmann, Neurologische Klinik der Universität Würzburg, hat einen Ruf als „MS Research Chair and Director of the MS Clinic“ an der University of British Columbia, Vancouver, Kanada angenommen und einen weiteren Ruf als „Head of the Division of Neurology“ an der University of Ottawa, Kanada, abgelehnt.

Prof. Dr. Wolfgang Riedel, Institut für deutsche Philologie, ist mit Wirkung vom 04.06.2007 zum Universitätsprofessor für Neuere deutsche Literaturgeschichte (Lehrstuhl II) ernannt worden.

Dr. Nicole Riegel-Satzinger wurde mit Wirkung vom 06.06.2007 die Lehrbefugnis für das Fachgebiet „Kunstgeschichte“ erteilt.

Dr. Stefan Rutkowski, Akademischer Rat, Kinderklinik und Poliklinik, wurde mit Wirkung vom 16.04.2007 die Lehrbefugnis für das Fachgebiet „Kinderheilkunde“ erteilt.

Dr. Gilbert Schönfelder ist mit Wirkung vom 01.04.2007 zum Universitätsprofessor für Molekulare Toxikologie an der Universität Würzburg ernannt worden.

PD Dr. Ulrich Schübler, Akademischer Oberrat, Institut für Mineralogie und Kristallstrukturlehre, wurde mit Wirkung vom 01.06.2007 zum „außerplanmäßigen Professor“ bestellt.

PD Dr. Kai Schuh ist mit Wirkung vom 01.04.2007 zum Universitätsprofessor für Physiologie an der Universität Würzburg ernannt worden.

Dr. Ulrich Schwemmer, Akademischer Oberrat, Klinik und Poliklinik für Anästhesiologie, wurde mit Wirkung vom 11.06.2007 die Lehrbefugnis für das Fachgebiet „Anästhesiologie“ erteilt.

Dr. Dr. Bhanu Sinha ist mit Wirkung vom 01.03.2007 zum Universitätsprofessor für Klinische Mikrobiologie und Infektiologie an der Universität Würzburg ernannt worden.

Prof. Dr. Fritz Strack, Lehrstuhl für Psychologie II, wurde eine Freistellung für Forschung im Sommersemester 2007 bewilligt.

Prof. Dr. Christoph Teichmann, Lehrstuhl für Bürgerliches Recht, Deutsches und Europäisches Handels-, Gesellschafts- und Wirtschaftsrecht sowie Prozessrecht, ist mit Wirkung vom 04.06.2007 unter Berufung in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit zum Universitätsprofessor für Bürgerliches Recht, Deutsches und Europäisches Handels-, Gesellschafts- und Wirtschaftsrecht ernannt worden.

Dr. Thomas Trefzger wurde mit Wirkung vom 01.06.2007 unter Berufung in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit zum Universitätsprofessor für Didaktik der Physik an der Universität Würzburg ernannt.

Prof. Dr. Helga de Wall, Institut für Geologie, wurde mit Wirkung vom 01.04.2007 an die Universität Erlangen-Nürnberg versetzt.

Prof. Dr. Hans-Georg Weigand, Inhaber des Lehrstuhls für Didaktik der Mathematik, ist seit 1. April der neue 1. Vorsitzende der Gesellschaft für Didaktik der Mathematik (GDM) für Deutschland, Österreich und die Schweiz. Das zentrale Ziel dieser Gesellschaft ist die Förderung von Wissenschaft und Forschung in der Didaktik der Mathematik sowie verbunden damit die Förderung von Bildung und Erziehung. Die Mitglieder arbeiten zwar hauptsächlich an Hochschulen, es besteht aber dennoch ein enger und intensiver Kontakt zu Schulen. Die Intention der Gesellschaft ist vor allem, durch wissenschaftliche Untersuchung von Lernprozessen zur Konstruktion von Lernumgebungen zu gelangen, die den Mathematikunterricht an Schulen verbessern. Prof. Weigand hat Mathematik und Physik studiert, das 1. und 2. Staatsexamen in diesen Fächern abgelegt und sechs

personalia

Jahre an einem Gymnasium unterrichtet. Er hat bei Prof. Hans-Joachim Vollrath promoviert und sich in Würzburg habilitiert. Anschließend war er an den Universitäten Eichstätt, Oldenburg und Gießen sowie zwei Semester als Gastdozent an der University of Illinois tätig.

PD Dr. Klaus Wolf, Wissenschaftlicher Angestellter, Universität Augsburg, wird vom 01.04.2007 bis zur endgültigen Besetzung der Stelle, längstens jedoch bis 30.09.2007, übergangsweise auf der Planstelle eines Universitätsprofessors der BesGr. W 3 für deutsche Philologie beschäftigt.

Eine Freistellung für Forschung im Wintersemester 2007/08 bekamen bewilligt:

Prof. Dr. Jochen Achilles, Lehrstuhl für Amerikanistik

Prof. Dr. Karlheinz Dietz, Lehrstuhl für alte Geschichte

Prof. Dr. Stephan Ernst, Lehrstuhl für Moraltheologie

Prof. Dr. Barbara Hahn, Lehrstuhl für Geographie III – Allgemeine und Angewandte Wirtschaftsgeographie

Prof. Dr. Johannes Schwitalla, Lehrstuhl für deutsche Sprachwissenschaft

Prof. Dr. Monika A. Vernooij, Lehrstuhl für Sonderpädagogik I – Lernbehindertenpädagogik

Prof. Dr. Margareta Götz, Lehrstuhl für Grundschulpädagogik und Grundschuldidaktik

Prof. Dr. Christof Kerwer, Institut für Bürgerliches Recht und Zivilprozessrecht

Prof. Dr. Frank Zieschang, Institut für Strafrecht und Kriminologie

Prof. Dr. Theobald Grundhöfer, Lehrstuhl für Mathematik III (Geometrie)

Prof. Dr. Raimund Kolb, Lehrstuhl für Philologie des Fernen Ostens

Prof. Dr. Karl Mertens, Lehrstuhl für Philosophie II – Praktische Philosophie

Prof. Dr. Hartmut Noltemeier, Lehrstuhl für Informatik I

Jubiläen

40 Jahre

Hildegard Petrasek, Institut für Biochemie, am 18. Juni 2007

Gertrud Moldenhauer, Neurologische Klinik und Poliklinik, am 10. April

Marliese Weitze, Dekanat der Medizinischen Fakultät, am 15. Mai

Marlis-Ingrid Scheutzow, Universitätsbibliothek, am 1. April

25 Jahre

Rosemarie Hein, Klinik und Poliklinik für Anästhesiologie, am 1. April

Claudia Lindwurm, Neurochirurgische Klinik und Poliklinik, am 1. April

Elisabeth Lohner-Herbert, Neurochirurgische Klinik und Poliklinik, am 1. April

Christa Merkert, Kinderklinik und Poliklinik, am 1. April

Hannelore Mock, Kinderklinik und Poliklinik, am 1. April

Monika Moller, Klinik und Poliklinik für Herz- und Thoraxchirurgie, am 1. April

Roswitha Platzer, Neurochirurgische Klinik und Poliklinik, am 1. April

Beate Schubert, Klinik und Poliklinik für Anästhesiologie, am 1. April

Elke Schmitt, Chirurgische Klinik und Poliklinik, am 1. April

Kerstin Rhinow, Universitätsbibliothek, am 1. April

Reinhold Gröner, Zentralverwaltung, am 1. April

Marion Labisch, Neurologische Klinik und Poliklinik, am 11. April

Milan Novak, Universitätsklinikum, am 1. April

Peter Raupp, Zentralverwaltung, am 1. April

Renata Wagner, Klinik und Poliklinik für Anästhesiologie, am 11. April

Thomas Bohn, Universitätsklinikum, am 15. April

Christine Rumpel, Kinderklinik und Poliklinik, am 13. April

Gerhard Radermacher, Lehrstuhl für Botanik II, am 19. April

Birgit Rademacher, Lehrstuhl für Deutsche und Europäische Rechtsgeschichte, Kirchenrecht und Bürgerliches Recht, am 29. April

Margot Christ, Klinik und Poliklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie, am 1. Mai

Brigitte Rauscher, Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie, am 1. Mai

Doris Ruff, Chirurgische Klinik und Poliklinik, am 1. Mai

Ursula Spies, Frauenklinik und Poliklinik, am 2. Mai

Eva Hacker, Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie, am 8. Mai

Franziska Drasch, Universitätsklinikum, am 1. Juni 2007

Burkard Lurz, Rechenzentrum, am 17. Juni 2007

Erika Schmatloch, Klinik und Poliklinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten, am 1. Juni 2007

Karola Stock, Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie, am 1. Juni 2007

Eine Frage zum Schluss ...

Professoren und Bischöfe, Freistaat und Vatikan: Lange haben sie um eine Neuordnung der Katholisch-Theologischen Fakultäten an den staatlichen Hochschulen in Bayern gerungen. Nun ist das Tauziehen vorerst beendet: In Augsburg, München, Regensburg und Würzburg bleiben die Fakultäten erhalten, in Bamberg und Passau werden sie in den kommenden Jahren zu Instituten für die Ausbildung von Religionslehrern herabgestuft. So sieht es ein Anfang 2007 unterzeichnetes Zusatzprotokoll zum Konkordatsvertrag zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Freistaat vor. Schon 1997 hatte der Bayerische Oberste Rechnungshof die im Vergleich zu den relativ wenigen Studierenden hohe Zahl an Katholisch-Theologischen Fakultäten bemängelt. Als der Freistaat im Jahr 2003 seine Sparbemühungen verschärfte, sollten die Universitäten mit deutlich weniger Geld auskommen, zudem stand seitdem die Schließung von drei der sechs Katholisch-Theologischen Fakultäten zur Debatte: Ihre Läden dicht machen sollten die Theologen in Bamberg, Passau und Augsburg. Zu dieser radikalen Lösung ist es nicht gekommen. Für die Würzburger Theologen bedeutet das: Sie haben zwar nichts hinzugewonnen, sehen aber ihre führende Rolle in Nordbayern gestärkt. Denn anders als Bamberg mit seinen nur etwa 40 Diplom-Studierenden bleibt ihre größere Fakultät erhalten – in Würzburg gibt es über 100 Diplom- und mehr als 400 Lehramts-Kandidaten. Das hat Folgen, wie Dekan Gerhard Droesser erklärt: Nur an einer Fakultät ist es vom Kirchenrecht her möglich, Diplom-Theologen auszubilden, also Priester und Pastoralreferenten. Weiterer Vorteil: Aufgrund des Fakultätsstatus kann der Staat ohne Zustimmung der Kirche keine weiteren Einschnitte vornehmen. Wenn es in Bamberg keine Fakultät mehr gibt, werden zudem die Berufungsverfahren für die dortigen Professoren von der Würzburger Fakultät abgewickelt. Also könnten sich die Würzburger nun

einigermaßen bequem gebettet sehen. Sie wollen aber nicht ruhen, sondern die sehr gute Stellung ihrer Fakultät weiter ausbauen. Dekan Droesser nennt die Besonderheiten, die die Würzburger Theologie in Deutschland einzigartig machen und die es zu fördern gilt: Erstens ist da die Stiftungsprofessur für Missionswissenschaft. Diese Fachrichtung sieht ihre Aufgabe heute nicht mehr in der Missionierung, sondern darin, den Dialog mit den anderen Religionen der Welt voranzubringen. Zweitens: das Ostkirchliche Institut der Augustiner mit seiner deutschlandweit einzigartigen Spezialbibliothek für die orthodoxen Kirchen. Diese im Steinbachtal ansässige Einrichtung hat die Stellung eines An-Instituts der Universität und ist eng an die Theologische Fakultät angebunden. „Der Osten ist ein riesiges Betätigungsfeld“, sagt Droesser. Wenn die Europäische Union nicht nur ein „Wirtschaftshaufen“ sein wolle, sondern auch eine Kraft, die Frieden und Einheit stiftet, sei eine verstärkte Kommunikation mit dem Osten unumgänglich. Drittens ist es dem Dekan ein Anliegen, die Kontakte zu Theologischen Fakultäten im übrigen Europa auszubauen, besonders den Austausch von Studierenden über das Erasmus-Programm zu intensivieren. Realität ist derzeit schon ein starker Zufluss von jungen Priestern aus Afrika, die in Würzburg ihren Dokortitel anstreben. Solche Kontakte auch mit Indien zu verstärken, das hält Droesser für wünschenswert. Eine weitere Zukunftsaufgabe: „Nicht alle Fächer sind bei uns als Lehrstuhl repräsentiert, das müssen wir ausbauen.“ Dazu gehöre vor allem das Fach Kirchenrecht, das bis vor einigen Jahren noch als Lehrstuhl vertreten war und dann den Kürzungen zum Opfer fiel. Mittelfristig gelte es, eine Verkleinerung des Lehrstuhls für Christliche Sozialwissenschaft und Sozialethik zu vermeiden. Zudem sollten die Bereiche Ostkirchen und womöglich auch Fränkische Kirchengeschichte zumindest gestärkt werden. Sollte die Fakultät ihre Ziele verwirklichen, dürfte sie für die Zukunft gewappnet sein – denn das nächste Tauziehen zwischen Kirche und Staat, Bischöfen und Professoren kommt bestimmt.

Robert Emmerich

Wie steht es eigentlich um die katholische Theologie in Würzburg?



